

Zeitschrift:	Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber:	Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band:	59 (1992)
Artikel:	Der Sonderbunds-Feldzug : Tagebuch von Niklaus Christen herausgegeben von Alfred G. Roth
Autor:	Christen, Niklaus
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1075949

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sonderbunds-Feldzug

*Tagebuch von Niklaus Christen
herausgegeben von Alfred G. Roth*



Das Ehepaar Niklaus und Barbara Christen-Salzmann, Utzenstorf, um 1872 mit seinen Kindern (v.l.) Hermann, Elise und Karoline; in der Mitte hinten Sohn Johannes aus erster Ehe des Niklaus Christen.

Einführung

Hans Christen-Ursenbacher (1909 – 1990) lernte ich vor mehr als zwanzig Jahren in seiner Eigenschaft als Zuchtbuchführer der Viehzuchtgenossenschaft Utzenstorf kennen.

Wenn er bei uns auf dem Hof ein Kälblein markiert hatte, kam er zu mir in die Küche, um Ausweise und Abstammungsscheine abzugeben und abzurechnen. Er besass eine etwas abgegriffene Leder-Aktenetasche, in welcher er verschiedene gebrauchte Briefumschläge sorgfältig zugeschnitten und beschriftet hatte. Darinnen bewahrte er für den betreffenden Landwirt die Dokumente auf. Mit einem Griff hatte er so alles zur Hand, und der Handel konnte ohne Zeitverlust abgewickelt werden. Es erschien mir, Hans Christen sei immer ein wenig unter Zeitdruck, und es erstaunte mich, wie entspannt und gelöst er sich geben konnte, wenn man auf alte Zeiten zu reden kam. Im Laufe der vergangenen Jahre hat er mir viele Informationen und alte Photos vermittelt, die ich im Photobuch Utzenstorf verarbeiten konnte.

Als er mir wieder einmal die ausgefüllten Abstammungsausweise überreichte, sprach ich ihn auf seine schöne und exakte Handschrift an. Das sei noch gar nichts, meinte er, ich müsse einmal zu ihm kommen, er besitze noch eine alte Schulrechnung, die sein Grossvater Niklaus Christen (1825 – 1891) verfasst habe. Der habe eine schöne Handschrift gehabt. Wir verabredeten einen Termin, und ich besuchte ihn in seinem Stöckli gegenüber dem grossen Bauernhaus in der Ey in Utzenstorf.

Als ich in die heimelige Stube trat, begrüssten mich Hans Christen und seine Frau. Jetzt begriff ich, warum er immer ein wenig in Eile war. Seine Frau war ja seit vielen Jahren halbseitig gelähmt und sass im Rollstuhl. Er besorgte nebenbei noch die schwere Pflege, obwohl er selber gesundheitlich angeschlagen war. Die Hausarbeit, das Gärtchen vor dem Stöckli und natürlich seine Obstbäume, die er liebevoll pflegte, das alles brauchte viel Zeit.

Bei meinem Besuch erzählte er mir nun ausführlicher von seinem Grossvater und zeigte mir die Schulrechnung mit dem schönen Titelblatt. Er erwähnte damals, dass sein Grossvater am Sonderbundskrieg teilgenommen und darüber ein Tagebuch verfasst habe. Wenn er einmal besser Zeit habe, würde er es mir hervorsuchen und zeigen. Ob ich wohl die alte deutsche Schrift noch lesen könne?

Die Jahre vergingen, seine Ehefrau war inzwischen verstorben, er hatte sie zwölf Jahre lang daheim gepflegt, sein eigener Gesundheitszustand verschlechterte sich, und so trat er anlässlich der Hauptversammlung im Jahr 1989 von seinem Amt als Zuchtbuchführer der VZG Utzenstorf zurück.

Eines Tages brachte er mir das Tagebuch seines Grossvaters, er hatte es durch seinen Schwager, Herrn O. Wägli-Ursenbacher in Bern (Wylerstrasse 7), abschreiben lassen, damit ich es auch lesen könne. Aus seinem Familienalbum hatte er die Photo seines Grossvaters kopieren lassen und sie dazugeheftet.

Die Lektüre dieses Tagebuchs hat mich tief beeindruckt. Ich erzählte ihm davon, und es freute ihn sehr, dass solch ein alter Bericht bei den «Jungen» heute noch Eindruck mache. Ich bat ihn um eine weitere Kopie, um sie der Militärbibliothek zustellen zu können. Er wolle sowieso noch andere Kopien machen, gestand er mir, eine bekäme unser Herr Pfarrer, der interessiere sich auch dafür. Auf Weihnachten hin wolle er sie dort abgeben.

Am 1. 1. 1990 auf dem Weg von seinem Stöckli zum Bauernhaus ist Hans Christen an einem Herzschlag gestorben.

Bei den Vorbereitungsarbeiten zu dieser Veröffentlichung wollten wir auf das Original-Tagebuch zurückgreifen. Die Familie seines Sohnes suchte im Nachlass, aber das unscheinbare Büchlein war nicht zu finden. Erst als man die alte abgegriffene Leder-Aktentasche öffnete, fand sich dort drinnen das gesuchte Tagebuch.

Barbara Kummer

Lebenslauf von Niklaus Christen

Landwirt in der Ey Utzenstorf, geboren den 16. Januar 1825, gestorben am 22. März 1891 im Alter von 66 Jahren und zwei Monaten.

Niklaus Christen nahm im Jahr 1847 als bald 23jähriger Jüngling am Sonderbunds-Feldzug teil, eingeteilt im Oberaargauer Schützen-Bataillon unter dem Kommando von Oberst Läng, Bärenwirt in Utzenstorf, worüber er das vorliegende Tagebuch schrieb. Nachher war er dann im gleichen Bataillon Feldweibel.

Er war einziges Kind von Niklaus Christen (1781–1853), welcher 1813 das heutige Heimwesen in Utzenstorf, von Niederöschi herkommend,

von seinem ledigen Bruder Samuel kaufte, welches von einem Pächter namens Gränicher bewirtschaftet worden war.

Niklaus Christen besuchte in Utzenstorf eine Privatschule, so um die Jahre 1832 bis 1840 / 41. Wir besitzen ein Buch «Die Wunder der amerikanischen Wildnis», welches er als Anerkennung seines Fleisses am Schulexamen 1836 erhalten hatte.

1860 verheiratete er sich mit Magdalena Studer aus Oberösch. Aus dieser Ehe wurde 1861 der Sohn Johannes geboren, welcher im Jahre 1873 an einer Lungenentzündung starb. Seine erste Frau starb 1864.

1865 heiratete er seine zweite Frau Barbara Salzmann. Aus dieser Ehe stammten vier Kinder, nämlich zwei Knaben: Hermann, mein Onkel (1868–1939), und Robert, mein Vater (1877–1942), und zwei Mädchen: Elise, meine Tante (1866–1934), und Karoline (1870–1872).

Niklaus Christen muss ein intelligenter Junge gewesen sein. In seinem Jünglingsalter nahm er bei einem bekannten Musiker am Berner Münster Orgelstunden und spielte dann, als Landwirt, viele Jahre in der Kirche Utzenstorf die Orgel.

In der Gemeinde versah er verschiedene wichtige Ämter, unter anderem Gemeindekassier und Schulschaffner. Die Gemeinderechnungen hat er alle eigenhändig geschrieben, mit verzierenden Überschriften, welche zum Teil noch heute erhalten sind. Wegen seiner sehr guten Schreibkunst musste er auch für viele seiner Berufskollegen und Bekannten die schriftlichen Sachen erledigen.

Als in unserem Dorfe noch keine Käserei war, wurde aus der Milch auf dem eigenen Hof Butter gemacht, mit welcher Niklaus Christen alle Wochen, mit dem Räf auf dem Rücken, zu Fuss nach Bern ging, um die Butter zu verkaufen; morgens um drei Uhr wurde abmarschiert.

Als Landwirt hatte er noch verschiedene Hobbies, wie man heute sagt. Er züchtete Rosen, hatte einen Baumgarten, wo er auch immer die neusten Apfel- und Birnensorten züchtete und ausprobierte. Es stehen heute noch Obstbäume aus seinem Obstgarten in unserer Hofstatt. Er war auch ein eifriger Bienenzüchter.

Zu Lebzeiten von Niklaus Christen brauchte ein Bauer auf seinem Heimwesen nicht schwer zu arbeiten. Damals hatte es Arbeitskräfte, Knechte, Mägde und Taglöhner genug. Wichtig war, dass der Bauer selber sein eigener Herr und Meister war und den Betrieb gut führte.

Hans Christen, Enkel des Tagebuchschreibers

Der Sonderbunds-Feldzug
des VIII. Bernerauszüger-Bataillons
im Wintermonat u. Christmonat
1847
dargestellt nach zuverlässigen Quellen
und den Berichten von einem Augenzeugen
Mit einem Plane und Übersichtskarte

Wenn es in der Welt irgend ein Handwerk gibt, welches zerstörend sowohl auf die Moralität, als auch auf die äusseren Umstände des Menschen einwirkt, so ist es gewiss das des Krieges: denn derselbe kennt keine Schonung, weder für die Menschheit selbst, noch für deren wohltätige Einrichtungen; ihm ist die Noth der Armen fremd, das Wehklagen der Weiber und Kinder röhrt ihn nicht, und erbarmungslos dringt er selbst bis zur Wiege des Säuglings, um ihn mit seinen grimmi-gen Klauen zu erwürgen.

Aber obgleich der Krieg ein grässliches Übel ist, und allemal als eine harte Strafe Gottes, den Menschen auferlegt, betrachtet werden muss, so können doch mildernde Umstände eintreten, die denselben minder furchtbar machen, und ihm das Gräuelhafte in Etwas benehmen. Diese treten z. B. da ein, wenn die Truppen nur gezwungen, oder um des Soldes willen, zu Felde ziehen, oder wenn sie für den Eigensinn und die Eroberungssucht eines Fürsten kämpfen müssen.

Fürchterlich aber wütet er da, wo ein Volk für seine bürgerliche Freiheit, sein von den Vätern ererbtes Land und Eigenthum, für seine Religion, sein Gut und Blut, die Waffen ergreift, und wo es nur in dem gänzlichen Untergange seines Feindes die verlorene Ruhe und Zufriedenheit wieder zu finden meint.

In einen solchen Kampf zu treten, wo eine gereizte Wuth, manchmal ein falscher Religionseifer, keinen Pardon zu geben weiss, sondern Alles mordet, was ihm in den Weg läuft; wo der Soldat, um sein eigenes Leben zu retten, gezwungen wird, andern, vielleicht ganz unschuldigen Menschen, ihr Dasein zu rauben; muss es jeden Christen schaudern, jedem Hausvater fast das Herz aus dem Leibe reissen, der daheim ein krankes Weib und hungernde Kinder verlässt, die in ihm ihre einzige Stütze verlieren, keine Hilfe, keinen Trost mehr zu erwarten haben, und unter Einquartierungen und Verheerungen aller Arten zusehen müs-

sen, wie noch vor des Winters strenger Kälte ihr letztes Bisschen Habe drauf geht; jeden Jüngling muss es zur Verzweiflung bringen, und zur fürchterlichen Rache gegen die Urheber eines solchen Unheils anreiten, der von seiner Geliebten vielleicht auf ewig Abschied nehmend, alte Eltern, welche bei ihm den Abend ihres Lebens in Ruhe geniessen wollten, hilflos, einzig hinterlässt, um sie nie mehr wieder zu sehen. Aber wo die Pflicht ruft, da soll der Soldat unbedingt folgen; er darf nicht Nein sagen, wenn er nicht in die Händel eines strengen Kriegsgerichts fallen will.

Etwas Ähnliches zu bestehen, musste man voraussehen, und nur der umsichtigen Klugheit, wie der genauesten topographischen Landeskenntnis unseres Obergenerals, wodurch er immer wusste, wo seine Truppen sich befanden, und wann sie da oder dort eintreffen sollten, ist es zuzuschreiben, dass verhältnismässig sehr wenig Leute umkamen, und dass diesem unseligen Kriege ein schnelles Ende gemacht wurde.

Nachdem die Tagsatzung in Bern versammelt, nach langen, sehr interessanten Debatten, endlich mit Stimmenmehrheit die Auflösung des Sonderbundes und die Ausweisung der Jesuiten, als den schweizerischen Bundesinstitutionen zuwiderlaufend beschlossen, und diesem Beschluss gehörigen Nachdruck zu verschaffen versprochen hatte, gaben die Gesandten der sieben Sonderbundesstände Freiburg, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Wallis eine feierliche Protestation¹ gegen den Beschluss der Mehrheit der Tagsatzung zu Protokoll, und entfernten sich darauf höchst entrüstet aus dem Sitzungssaale, und indem sie auf diese Weise der Schweiz den Handschuh vorwarfen, verliessen sie die Bundesstadt.

Was waren aber der Sonderbund und die Jesuiten in der Schweiz?

Sie waren das Unkraut unter der Saat. Gleich wie dieses auf einem Acker schnell überhand nimmt, und dadurch dem Aufblühen und Gedeihen der jungen Saat schadet, so dass endlich der Meister beides als unnütz zerstört; ebenso wurde durch den Sonderbund unser friedliches Schweitzervölkchen nothwendig entwertet und entzweit, und diese Zwietracht von den Jesuiten zu ihrem Nutzen erhalten, wie denn die Jünger Lojolas ein solches Handwerk meisterlich versteh'n. Sie sind die Disteln im Felde, und wo diese sich ausbreiten, gedeiht in ihrer Nähe nichts Gutes.

Um daher einem solchen Übel ein Ende zu machen, das immer wach-

send endlich den Untergang der gesammten Schweiz herbeiführen konnte, kam die Tagsatzung zu genanntem Beschluss. Sie musste den Handschuh aufheben. Von ihrer Seite wurde zwar noch Alles unternommen, um dem verblendeten Volke der Sonderbundskantone die Augen zu öffnen, und ihnen den nahen Abgrund zu zeigen, in den sie sich durch ihren Eigensinn und ihre stete Weigerung unfehlbar stürzen würden: aber von den Pfaffen und ihrer Parthei aufgehetzt, liessen dieselben nicht einmal die Comissarien zu sich gelangen, welche mit ihnen, um den Frieden zu bewahren, Rücksprache nehmen wollten.

Die Tagsatzung wählte nun einen General, und sah in Herrn Dufour denjenigen Mann, der im Stande sei, ihrem Beschlusse den gewünschten Nachdruck zu verschaffen; das Volk erblickte in demselben den Erhalter und Beschützer seiner bürgerlichen Freiheit und Cantonal-souverainität, und die ganze Armee hatte an ihm einen umsichtigen, geschickten Feldherrn, einen zweiten Fabius cunctactor. Herr Dufour, obschon ein Mann von beinahe 70 Jahren, war dennoch muthig, entschlossen, tapfer und besonnen. Als Schüler Napoleons hatte er nicht nur gelernt Schlachten zu gewinnen, sondern auch jedesmal den Sieg auf eine vortheilhafte Weise zu benutzen. Aber er war nicht derjenige, welcher Menschenleben gering achtet, sondern er hielt vielmehr darauf, so wenig als möglich Blut zu vergießen, und Unschuldige zu scho-nen; auch erklärte er bei der Annahme seiner Würde im Schoosse der hohen Tagsatzung, dass er nicht das Geld, aber die Leute schonen werde, so dass man damals schon hinlänglich merken konnte, welche Art Kriegsführung er beabsichtigte. Er wollte nämlich einerseits durch eine grosse Übermacht seine Feinde umschliessen, und sie gleichsam durch Ersticken ohne Blutvergiessen, abzugeben zwingen, was ihm auch auf eine bewunderungswürdige Art gelang; anderseits suchte er durch Aufstellung einer grossen Armee, die an Mannszucht und Tap-ferkeit keiner andern nachstand, sowohl der Schweitz selbst zu zeigen, was sie im Fall der Noth zu leisten vermöge, als auch derselben vor dem Auslande diejenige Achtung zu verschaffen, welche ihr gebührt.

Unter einem solchen Commando und mit einer Macht von beinahe 100000 auserlesner und gut bewaffneter Truppen durften wir des Sieges gewiss sein, obschon immerhin der Gedanke sich in uns aufwarf, dass wir in diesem Kampfe Viele verlieren würden: denn auch die Feinde rüsteten sich gewaltig, und alle Tage vernahmen wir von neuen Minen, die sie angelegt, von Brücken, die sie abgebrochen, von ganzen

Wäldern, die sie umgehauen und über den Weg geworfen, um uns den Durchpass zu erschweren oder ganz unmöglich zu machen, und von neuen Schanzen, die sie allenthalben errichtet, um uns mit Erfolg zu empfangen, so dass wir einen verzweifelten Widerstand erwarten konnten.

Auch fehlte es bei ihnen nicht an Pfaffen, die ihre einfältigen Schaafe gegen Bezahlung hieb- und kugelfest machten, oder erklärten, dass Jeder, welcher für das Wohl und die Aufrechthaltung der bedrohten, allein selig machenden Religion als Opfer falle, vom Fegfeuer verschont bleibe und gerades Wegs ins Himmelreich gelange. Durch allerlei derartige Lächerlichkeiten feuerten die Feinde ihre Truppen an, ordneten einen Landsturm zusammen und Alles musste auf die Beine, vom 16^{ten} bis zum 60^{ten} Altersjahr. Es kamen Waffen aller Arten zum Vorschein: Hellebarden, Spiesse, mit Nägel beschlagene Käulen, Kärste, Sensen, Dreschflegel, Mistgabeln u. dgl. mehr. Wenn Einer,verständiger als die Andern, diese Anstalten zu bunt erachtete, und lieber in süsem Frieden, als in solche Lage sich befunden hätte, wurde er als Hochverräther ins Gefängnis geworfen. So giengen die Behörden in den sieben Sonderbundskantonen mit ihren Bürgern um; in's Geheim aber befreundeten sie sich mit den Franzosen und Österreichern und packten ihre werthvollsten Sachen schon bei Zeiten in Kistchen ein, um wenn es fehlen sollte, sogleich aufzubrechen und in jenen Ländern einen sicheren Zufluchtsort zu finden. Französischer Seits wurden diesen Rebellen Kanonen, Pulver und Kugeln geschickt, um sie in ihrem Unternehmen zu ermuthigen, und auch die Österreicher fehlten nicht, ihnen Gewehr und sogar Geld, verabfolgen zu lassen.

Die Grenzorte wurden nun vorerst sowohl in Freundes- als in Feindeland besetzt, und die Truppen auf allen Sammelplätzen ein paar Tage lang eingeübt, um sie mit dem Feldwacht- und Vorpostendienst vertraut zu machen, und um Offiziere und Soldaten an einander zu gewöhnen, damit endlich mit mehr Nachdruck operiert werden könne. Auf diesen Sammelplätzen und unterwegs hatte man so viel Lügen und falsche Berichte überall hinausgestreut und Gräuelthaten erzählt, dass, wenn nur der zehnte Theil daran wäre wahr gewesen, das Ausland mit Recht die schweizerische Eidgenossenschaft aus der Liste der civilisirten Völker hätte streichen dürfen. Von den vielen Lügen, die als wahre Thatsachen überall herumgeboten wurden, will ich nur eine erzählen, die mir selbst zu Ohren gekommen, woraus man ersehen

kann, wie weit die Gabe des Lügens bei einzelnen Individuen schon fortgeschritten ist: Bei Neuenegg an der Grenze von Bern und Freiburg, hiess es, hätten die Freiburgerwachtposten drei Bernerbauern aufgefangen, dieselben nackend ausgezogen und an den Füßen an Bäume aufgehängt, nachher ihnen den Bauch aufgeschlitzt, und sie endlich gebraten und verbrannt. Solche Berichte mussten auf jeden Fall unsere Leute zur Wuth gegen den Feind anreiten, aber auf die ganze Schweiz machten sie beim Ausland einen bösen Eindruck, u. verschafften ihr wenig Achtung.

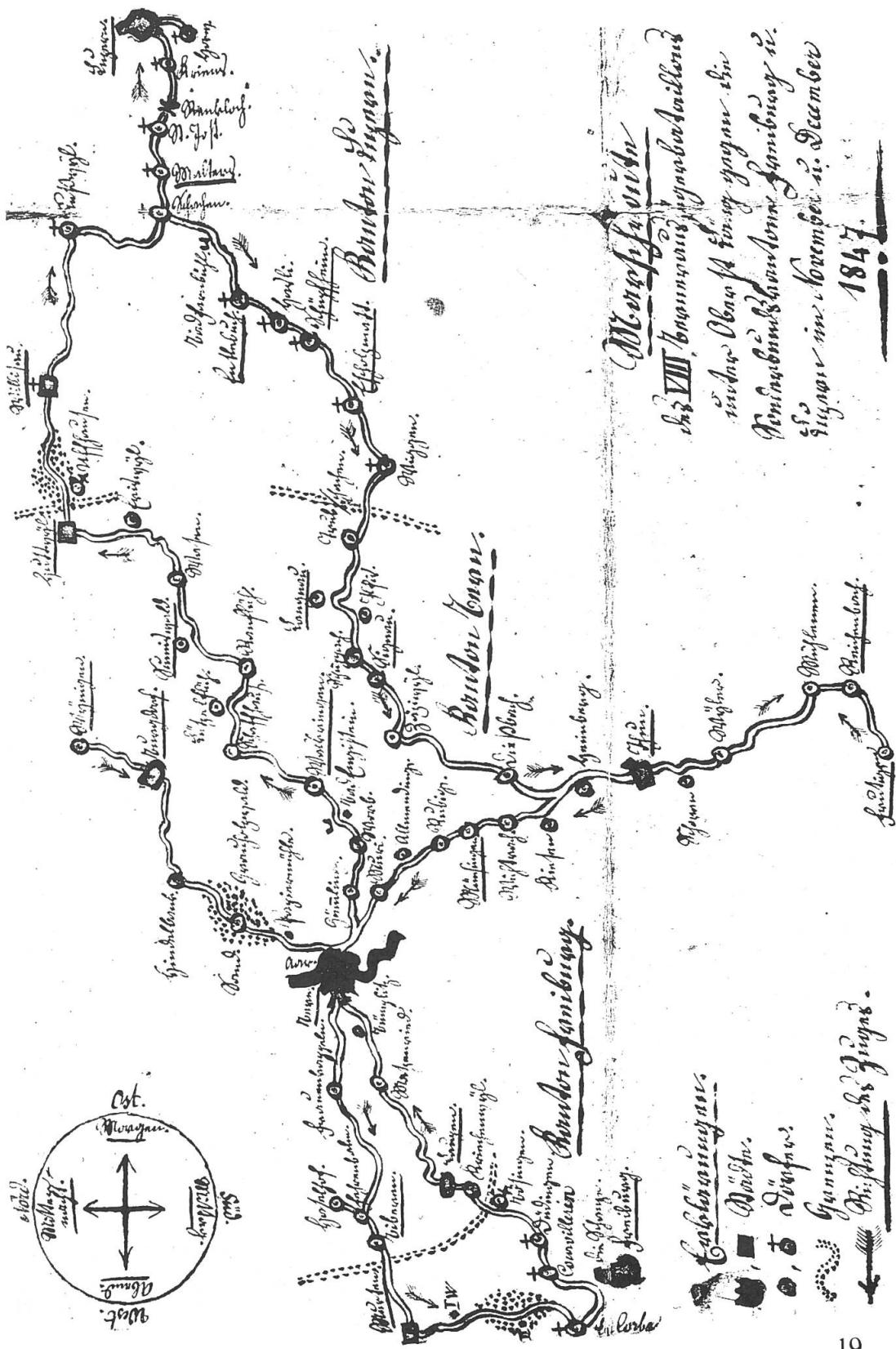
Montag, 8. November – Wynigen

So standen die Sachen, als ich aus dem Garnisonsdienste in Bern entlassen wurde, und nach Wynigen, eine Stunde hinter Burgdorf, zu meiner Compagnie, der ersten Füsiliertcompagnie des VIII. Bernerauszügerbataillons, mich verfügen musste, um mit derselben Freud und Leid auf diesem Feldzuge zu theilen. Schon beinahe während zwei Wochen hatten sich die Soldaten hier auf ihrem Sammelplatze eingeübt, und alle Tage erwarteten sie den Befehl zum Abmarsch, nämlich zuerst zum kleinen Stab nach Burgdorf zu marschieren, dort mit den andern Compagnien des Bataillons sich zu vereinigen, und dann gemeinschaftlich unter dem Commando des Oberst Läng von Utzenstorf, zur II. Brigade von Herrn Burckhardt aus Basel befehligt, zu stossen.

Gleich nach meiner Ankunft in Wynigen bekam ich von Hauptmann Affolter von Grünen bei Sumiswald einen Mantel und die eidgenössische Armbinde. Ich war kaum zwei Tage im Quartier bei einer alten, aber reichen Wittfrau, welche mir Alles gab, was ich nur verlangen konnte, als es hiess, alle Unteroffiziere sollten ihre Säbel schleifen, und alle Soldaten sich in Bereitschaft setzen, um am folgenden Morgen früh aufzubrechen. Sogleich bekamen Schneider und Schuhmacher vollauf zu thun, denn fast jeder hatte während der Zeit des kleinen Übungslagers in Wynigen bei den blinden Gefechten und Scharmützeln, die man von Zeit zu Zeit in den umliegenden Wäldern anstellte, etwas an seiner Montur oder an den Schuhen zerrissen, das vor dem Abmarsch noch geflickt werden sollte. Viele hatten auch ihre Raumnadeln (?) oder Gewehrzapfen verloren, und mussten solche sich wieder anschaffen.

Armeebüchlein No. 861.
Die III. Division stellt die
Verteidigungswirkung dar
(durch Feuer und Lenkern)





Am Abend wurde im Wirthshaus bei Klaviermusik getanzt, gesungen und bis Mitternacht jubilirt. Einige von den Soldaten wohnten im Dorfe selbst, und kamen daher mit ihren Eltern ins Wirthshaus, tranken zusammen, und der Vater gab gute Räthe, wie der Sohn sich halten solle, nicht zu hoch schiessen und auch immer beim Zuge bleiben, die Mutter rieth unter Weinen und Schluchzen, wie Benz es anstellen müsse, dass er sich wenigstens alle Zeit im hintern Gliede befinden könne. Andere, die in der Nachbarschaft wohnten, gingen heim zu ihren Eltern, nur noch etwas Geld auf den Zug mitzunehmen, oder zu den Liebsten, ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen.

Am Morgen stellten wir uns alle vor dem Wirthshaus in Reih' und Glied ein, die Trommel schlug zum Abmarsch, und vorwärts gieng's, zum Dorf hinaus, gegen Burgdorf zu.

Dienstag, 9. November – Hindelbank

Als wir Wynigen hinter uns hatten, hiess es: Gewehr frei, und Jeder marschirte nun, wie er wollte. Schöne kriegerische Lieder wurden gesungen, lustige Schwänke erzählt, bis wir vor das Städtchen kamen. Da hiess unser Hauptmann Halt machen, damit die etwa Zurückgebliebenen sich wieder anschliessen konnten; dann zogen wir vollzählig und wohlgeordnet in Burgdorf ein. Wir hielten vor dem Stadthaus, wo sich schon mehrere Compagnien des Bataillons befanden, nahmen als Bedeckung die Fahne in uns're Mitte, und marschirten endlich, den Oberst an der Spitze, unter weithin erschallenden Lebewohlrufen der Bewohner des freundlichen Städtchens, durch das reiche Emmenthal gegen Hindelbank. Auf diesem Zuge that sich ein gewisser Soldat, Namens Gerber, durch seine schöne Stimme und lustigen Humor besonders kund, indem er mit allerlei Liedern und immer neuen Erzählungen uns die Zeit verkürzte, dass wir in das schöne Dorf kamen, ehe wir daran dachten.

Da es erst ein Uhr Mittags war, u. wir den Rest des Tages nach unserem Belieben verwenden durften, so trugen wir Habersack und Gewehr schnell in die Quartiere, regalierten uns daselbst mit Speis und Trank, und giengen dann in die Kirche, um ein Grabmahl zu betrachten, welches aller Bewunderung im höchsten Grade erregte: es ist nämlich das

aus einem einzigen Stein gehauene Denkmahl der Frau Pfarrerin Langhans, wie sie, ihr neugeborenes Kind an der Brust, im Sarge wieder erwachend, den Deckel desselben aufsprengt, und darob die Erde sich spaltet.²

Nach Besichtigung dieser Kunst traten wir ins Wirthshaus, wo unsere Kameraden Kegel schoben, Karten spielten und mit Trinken sich belustigten.

Mittwoch, 10. November – Bern

Am folgenden Tag um 7 Uhr war Abmarsch. Jeder füllte seine Feldflasche mit erquickendem Geiste, und fröhlich zogen wir übers Sand, durch einen, den Franzosen schon fürchterlich bekannt gewordenen, grossen Wald, das Grauholz genannt, nach der Hauptstadt Bern. Es waren aber schon so viele Truppen darin, dass wir auf's Land, gegen Muri zu, einquartiert wurden. Ich blieb jedoch in Bern, auf eigene Rechnung lebend, und erwartete da am Morgen meine Compagnie, schloss mich derselben wieder an, um mit ihr, zum oberen Thor hinaus, immer näher an die Freiburgergrenze, gegen Ferenbalm vorzurücken.

Donnerstag, 11. November – Ferenbalm

Wir waren jetzt aber schon bei Weitem ernsthafter als früher. Soldat Gerber sang nicht mehr, und trotzdem, dass er fleissig seiner Branntweinflasche tapfer Zuspruch tat, hatte er doch nichts Neues zu erzählen. Das ganze Bataillon fand in dem Dorfe Ferenbalm unmöglich Platz, und unsere Compagnie musste deshalb abermals einen kleinen Abweg machen, nach dem grossen Gute Haselhof, eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, wo wir bei einem einzigen Bauern und seinem Lehenmann einquartirt wurden, von denen ersterer 64 und letzterer 46 Mann bekam.

Beide hatten schon vorher eine Kuh schlachten lassen, um uns mit Fleisch gehörig aufwarten zu können, und an Schnaps und Brod fehlte es ebenfalls nicht. Ich darf wohl sagen, dass wir für so viele, die alle nur in 2 Häusern einquartirt waren, in Bezug auf das Essen sehr gut behandelt wurden, nur mit dem Schlafen wollte es nicht recht gehen. Diejeni-

gen, die im Stalle Platz fanden, hatten sich noch nicht zu beklagen, aber die, welche auf der Einfahrt liegen mussten, und sich nur mit Stroh bedecken konnten, rühmten wahrlich bei der Kälte, die im Wintermonat, besonders zur Nachtzeit, schon sehr fühlbar war, nicht, und unter diesen letzteren befand ich mich auch.

Wie froh waren wir daher, als die goldne Morgensonnen sich hinter des Berges hohem Gipfel erhob, der Bauer unsre Feldflaschen füllte, und wir nach Ferenbalm zum Bataillon marschirten. Allein nun hiess es aufgepasst. Von den Habersäcken wurden die Mäntel abgerollt und angezogen, was der eine oder der andere zu seiner Erleichterung auf den Bagagewagen gethan hatte, das musste er wieder von demselben nehmen und es selbst tragen; die Offiziere bekleideten sich mit gleichen Kapüten, nahmen ihre Reisesäckchen auf den Rücken, und in ihren Gürteln stachen zwei glänzende Pistolen. Ohne Musik, langsam und bedächtig, giengs nun an die Grenze nach Biberen, wo die ganze zweite Brigade, zu der wir gehörten, schon in Reih' und Glied aufgestellt war.

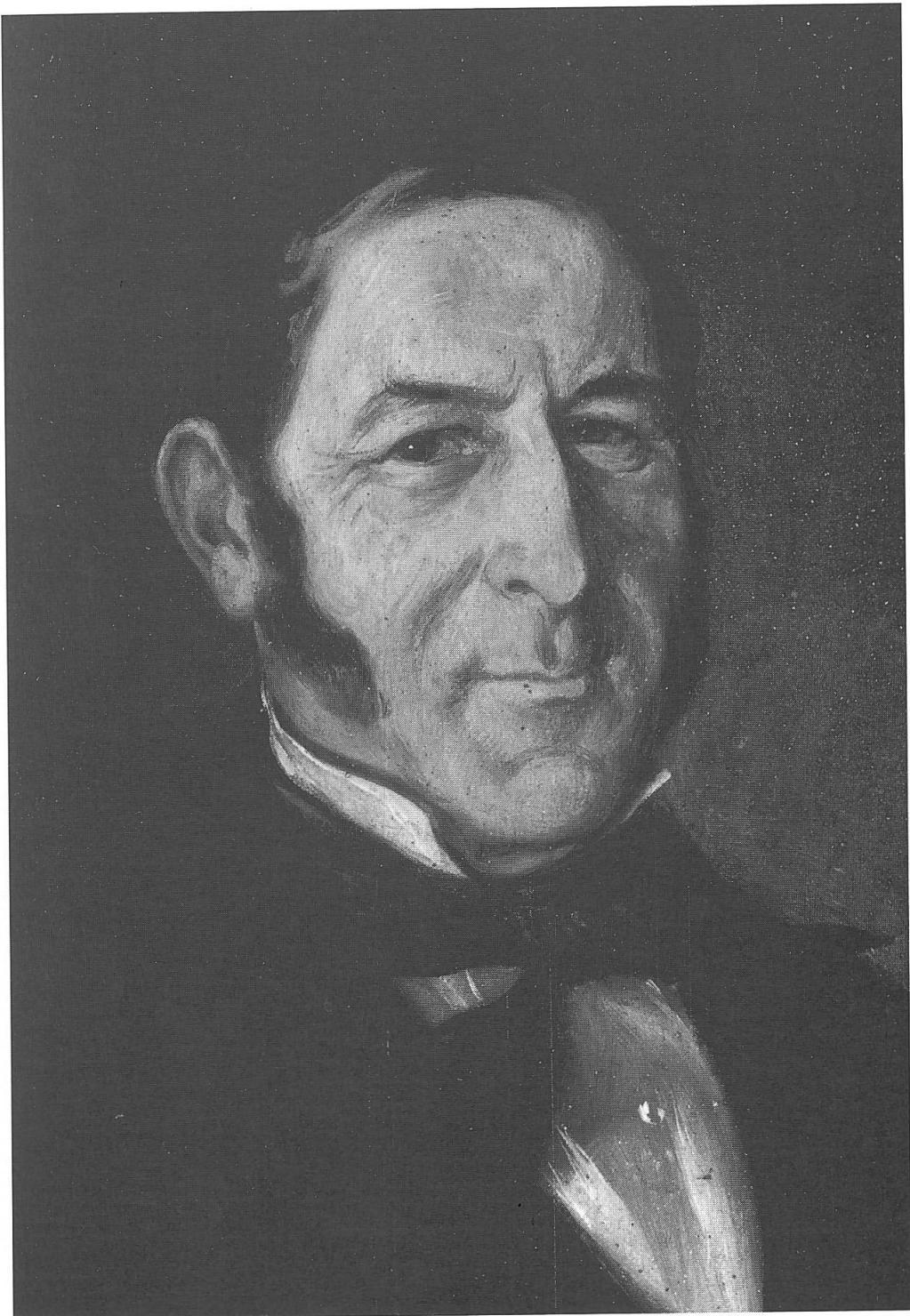
Wir schlossen uns an, passirten eine kurze Inspektion über die Beschaffenheit der Gewehre, und erhielten endlich, Jeder 40 Patronen und 50 Kapseln.

So ausgerüstet marschirten wir, unter dem Zurufe eines donnernden Lebewohls und einer glücklichen Heimkehr von dem ganzen Biberendorfe, über die Grenze in Feindesland, und gelangten, ohne das Mindeste zu leiden, wie sich das wohl voraussehen liess, in das liberale Städtchen Murten am freundlichen Murtnersee.

Freitag, 12., und Samstag, 13. November – Murten / La Corbe

Schon von weitem sahen wir die weissen Fahnen mit dem rothen Kreuze in der Mitte als Zeichen freundeidgenössischer Gesinnung auf den Thürmen der Stadt flattern, und nicht nur *eine* schöne Jungfrau sah jetzt mit weinenden Augen zum Fenster hinaus Soldaten aller Waffengattungen mit kriegerischem Spiel vorüberziehen, um dem Feinde näher zu kommen.

Bei einem Wirthshause, dem letzten Gebäude der liberalen Bevölkerung des Distriktes Murten, machten wir Halt, und Jeder kaufte da noch Lebensmittel und Schnaps, wessen er etwa bedurfte; dann hielt



Samuel Läng von Utzenstorf.

Oberst Läng eine kurze Rede, wodurch er uns für die gute Sache anfeuerte, so wie zum Mitleid gegen Überwundene die Herzen zu lenken suchte. Das VIII. Bataillon war auf diesem Zuge das erste der II. Brigade, und wir hatten daher den Vorzug, zum Voraus den allfälligen, feindlichen Kugelregen zu empfangen. Soldat Gerber hielt sich mäuschen still, Oberst Läng stieg vom Pferde herunter und gieng zu Fuss, die Scharfschützen, so wie die I. u. II. Jägercompagnie unseres Bataillons lösten sich in Plänkler auf, und so kamen wir immer mehr vorwärts auf der Hauptstrasse nach Freiburg, bis abermals zu einem Wirthshaus. Da hiess es plötzlich «Halt, Sappeurs hervor». Wir konnten nicht weiter, denn über den auf beiden Seiten mit Wäldern umgebenen Weg, welcher jetzt stark abwärts sich neigte, war eine grosse Menge umgehauener Tannen geworfen, die vorerst weggeschafft werden mussten. Während die Sappeurs diese Arbeit verrichteten, giengen einige Soldaten ins Wirthshaus, und befrugen den Wirth über die jetzige Beschaffenheit der Strasse bis zur Hauptstadt, über angelegte Minen etc; aber dieser wusste entweder Nichts oder wollte Nichts sagen.

Auf einmal brachten die Vorwachen zwei Männer zum Generalstab, welche eine Mine anzuzünden im Begriffe gewesen waren. Sie wurden als Gefangene abgeführt, mussten jedoch vorher angeben, wo und wieviele solcher Mordlöcher noch angelegt seien, und durften bei Todesstrafe sich keiner Unwahrheit bedienen. Auf ihre Aussage hin hielt unser Brigadier nicht mehr für gerathen, Alles auf der gleichen Strasse fortmarschiren zu lassen, sondern vier Bataillone nebst den dazugehörigen Scharfschützen wurden beordert, unten am Rain einen Nebenweg rechts einzuschlagen, bis wir endlich mit unsäglicher Müh' und Gefahr in der Abenddämmerung das Dorf La Corbe³ erreichten. Gleich beim Einzug in dasselbe wurde aus einem grossen Bauernhause heraus auf einen unserer Zimmerleute geschossen, und die Kugel fuhr ihm durch die Mütze. Alsobald verschwanden mehrere Soldaten in dasselbe, durchsuchten Alles, vom Keller bis zum Estrich, konnten aber dennoch den Thäter nicht finden: Schäfte, Kommoden, Fenster, Tische, Bett u. Stühle wurden sodann aus gerechter Rache zerschlagen, und daselbst zu campiren beschlossen. Es lagerten sich daher in diesem nur mittelmässigen Dorfe vier Bataillone nebst Scharfschützen mit unserem Brigadierstab.

In den Häusern waren nur Weiber, Kinder und Greise anzutreffen,

denn alle jungen und rüstigen Männer befanden sich beim Landsturm. Wir trugen bald Holz und Stroh zusammen, machten, jeder Zug für sich besonders, ein grosses Feuer und bereiteten dabei unser Nachtlager. Nach Lebensmitteln suchend fanden wir Äpfel, Birnen, Kartoffeln, Rüben etc. Fleisch und Brodt hatten wir auf den Bagagewägen mitgebracht. Salz zu der Suppe wollten wir bei den Weibern in der Küche fordern, aber diese erfrechten sich, uns zu sagen, sie hätten keines und wir sollten selbiges in der Stadt holen. Solche Unverschämtheit augenblicklich zu bestrafen, nahmen wir ihnen denn ohne Weiteres Alles weg, was zu unserer grösseren Bequemlichkeit bei dem Feuer dienlich war. Da wir wegen Dunkelheit der Nacht die Gegend nicht mehr auskundschaften konnten, so stellte man nur in der Nähe um das Dorf herum Wachposten aus, welche bald zum Brigadier Gefangene brachten, die nicht vermutend, dass wir hier eingetroffen seyen, zu ihren zurückgelassenen Weibern kommen, oder aber den Feind ausspioniren wollten; sie wurden sämtlich in eine Kapelle eingesperrt.

Den folgenden Tag blieben wir auch noch da, und zu unserem grossen Leidwesen fieng es an zu regnen, so dass wir um das Feuer herumkauerten und uns langweilten. Um aber doch nicht ganz müssig zu sein, wurde das Inwendige mehrer Gebäude unserer näheren Betrachtung gewiedmet. Bei dieser Hausdurchsuchung fanden wir denn unter anderen Gegenständen auch eine vollständige ganze neue Knabenkleidung, selbst Kappe und Schuhe nicht ausgenommen, die unser Compagniebub gegen seine alten zerrissenen Kleider austauschte. Das war nöthig, denn der Bub, welcher von Bern aus der Compagnie nachgelaufen war, hatte kein einziges ganzes Stück auf dem Leibe, so dass er bei nur wenig feuchter Witterung beständig fror. Zu dem Regenwetter gesellte sich auch noch der Umstand, dass wir keinen Schnaps mehr in unsren Feldflaschen hatten; und obgleich Oberst Läng aus einem benachbarten Orte her für sein Bataillon welchen holen liess, erfüllte dennoch der beständige Regen immerhin sowohl unsere Schuhe mit Wasser als unsere Herzen mit Unmuth.

Endlich gegen 6 Uhr abends hörten wir Kanonendonner⁴ und Kleingewehrfeuer bei der Stadt, und sahen ganz deutlich den Rauch davon aufgehen. Wir nahmen schnell die Gewehre zur Hand, den Habersack auf den Rücken und standen ein in Reih' und Glied, mit Ungeduld erwartend, dass zum Abmarsch befohlen werde. Doch dieser Befehl kam nicht, denn man sagte, wir müssten warten bis Bescheid von dort-

her zu uns gelangt sei. Die Dunkelheit machte bald dem Schiessen ein Ende, und so brachten wir in demselben Dorfe abermals eine Nacht zu, ganz durchnässt von dem Regen, der noch immer anhielt; wir froren, und wenn wir am Feuer auf der einen Seite fast verbrannten, so erstarrten wir vor Frost auf der andern. Um uns daher Bewegung zu geben, suchten wir im Dorfe herum Hühner und Enten auf, fiengen dieselben, brateten sie und bereiteten so eine herrliche Mahlzeit. Auch unseren Oberst vergassen wir nicht; denn aus Dankbarkeit für den ausgelieferten Branntwein machten wir ihm ein Geschenk mit einem geraubten Ferkel, welches für den kleinen Stab abgeschlachtet wurde. Auf diese Weise vergieng die Nacht, und der folgende Morgen konnte uns in die Hauptstadt führen; denn der Regen hatte nachgelassen, und ein wolkenloser Himmel versprach den schönsten Tag, der uns zum Sieg verhelfen sollte.

Sonntag, 14. November – Courvillerin

Die ganze Division marschirte nun quer durch ein Thälchen gegen die Stadt zu, und unser Brigadier nebst seinen Adjutanten blieb diesseits auf einer kleinen Anhöhe, um zu sehen, wie wir den jenseitigen Berg erstiegen. Von dessen Höhe aus sollten unsere Kanonen die feindliche Schanze erobern, und von da herab endlich in die Stadt hineinschies- sen, um so die Belagerten zur Übergabe zu zwingen. Das war der Plan von unserer Seite; was die Genfer und Waadländer ihrerseits thaten, von dem wussten wir wenig oder gar nichts. In genanntem Thälchen nun lösten sich die Scharfschützen und die Jäger unseres und anderen Bataillone in eine lange Reihe auf, um den Berg als Plänkler erobernd zu ersteigen; wir marschirten langsam und schweigend hintendrein ihnen nach, und der ganze Zug endigte sich mit unsren Pulver- und Bagagewägen. Keiner verlor den Muth beim Anblick der Todtenbah- ren, welche zu beiden Seiten des Zuges hergetragen wurden; der lang- same Marsch, wobei man jedesmal anhielt, wenn einer etwas ausserordentliches zu bemerkten glaubte, und die feierliche Stille, die nur durch leise Befehle von Vorwärts oder Halt der Offiziere unterbrochen wurde. Alles das machte auf jeden, der zum erstenmal in einen ernsten Kampf auf Leben und Tod zieht, eigenthümlichen Eindruck. Aus die- ser unangehnehmen Lage wurden wir aber bald durch den Befehl

gerissen, die Kapseln von den Gewehren abzunehmen, und ein freudiges Jubiliren erscholl durch die ganze Armee, denn ein Staffetenreiter überbrachte die frohe Botschaft, Freiburg sei übergeben.

So hatten wir also, ohne einen einzigen Schuss unsererseits geschossen zu haben, den Kanton Freiburg zur Übergabe genöthigt, und glaubten daher als Sieger in die nur eine halbe Stunde von uns entfernte Hauptstadt einziehen zu dürfen, aber es war anders beschlossen. Wir marschirten bloss noch bis ganz an den Fuss jenes Berges, welchen unsere Schützen schon erstiegen hatten, und ruhten da auf einer grossen ebenen Wiese von unserer Todesangst aus. Von der Höhe des Berges, wohin sich einige von uns begeben hatten, konnten wir ganz deutlich die gerade ob Freiburg liegende Schanze betrachten, welche am vorigen Abend, und selbst heute noch so fürchterlich Tod und Verderben in unsere Reihen zu bringen drohte.

Nach Verlauf von beinahe zwei Stunden schlug die Trommel wieder zum Abmarsch; man benachrichtigte uns, dass, da wir nicht die ersten und einzigen gewesen seien, welche zur Eroberung der Stadt beigetragen, man denen vorerst den Einzug gestatten müsse, welche thatkräftigen Anteil daran genommen hätten; u. da schon sehr viele Truppen in Freiburg selbst sich befänden, so dass gar kein übriger Platz mehr darin vorhanden sei, so sollten wir, ein jedes Bataillon für sich besonders in irgend ein benachbartes Dorf marschiren, um daselbst zu bivouaquiren (übernachten). Das war uns nicht ganz anständig; unwillig machten wir rechtsumkehrte gegen Courvillerin⁵ zu, fest entschlossen, dass die erste künftig zu erobernde Hauptstadt eines Sonderbundskantons uns beherbergen müsse. Auf diesem Rückzuge trafen wir sehr viele Landstürmer an, die jetzt wieder nach Hause zu ihren verlassenen Weibern zurückkehrten, und auch andere Leute, wie Murtner und Bernerbauern kamen haufenweise herbei, um zu erfahren, wie diese Eroberung einen Ausgang genommen; selbst Herr Roth, Badwirth zu Worben, fehlte nicht, die Sache seiner grösseren Aufmerksamkeit zu unterziehen.

Von nun an waren wir in diesem Kanton eigentlich nicht mehr Feinde; deshalb unterblieb auch die Selbstrationierung. Sobald wir bei Courvillerin angekommen waren, liess der Oberst die Bewohner des Dorfes anfragen, ob sie uns gutwillig wollten Holz, Stroh und Lebensmittel liefern. Schnell wurde von ihnen das Gewünschte herbeigeschafft, und nachdem wir die Schüsse aus den Gewehren gezogen oder losgebrannt

hatten, begaben wir uns zu den Lagern, machten Feuer an, und hoch loderten die Flammen um die Kochkessel herum in die Nacht hinein, bis endlich eine gute Fleischsuppe unsere hungrigen Mägen erquikte. Da ich im Dorfe La Corbe nicht am Besten hatte schlafen können, so machte ich mich mit noch einigen Kameraden bei Zeiten auf; wir suchten einen warmen Stall, und ruhten darin im Stroh, fast wie in Betten, gemächlich aus, während unsere Kameraden um die Feuer herum bis um Mitternacht sich belustigten, und nach der Bataillonsschützenmusik, die einige Walzer aufspielte, miteinander tanzten.

Montag, 15. November – Kriechenwyl

Am folgenden Morgen marschirten wir völlig aus Feindesland heraus und kamen gegen Laupen. Hunrig und durstig glaubten wir da wieder einmal ein gutes Quartier zu finden; aber so wie es dem Soldaten meistens nicht geht, wie er wünscht, ebenso ergieng es uns auch hier. Das Dorf Kriechenwyl, in welches unsere Compagnie sich begab, hatte seit langer Zeit unaufhörlich Einquartirungen gehabt, und alle vorräthigen Lebensmittel waren schon beinahe aufgezehrt, so dass man sich nicht verwundern durfte, wenn die Leute sparsamer mit denselben umgiengen. Das Beste war, dass wir jetzt in Freundesland uns befanden; und wenn schon das Städtchen Laupen und das anliegende Dorf Kriechenwyl auch nicht Alles gewähren konnten, was wir wünschten, so that es doch Jedem wohl, wieder bei Seinesgleichen zu leben, als unter Gefahren und Mühseligkeiten die Zeit bei einem Volke zuzubringen, bei dem man weder Tag noch Nacht sicher war, aus irgend einem Hinterhalte hervor einen tödtlichen Schuss zu empfangen.

Dienstag, 16. November – Bern

Wir zogen weiter durch das alte Städtchen Laupen über Bümplitz nach Bern; und auf diesem Marsche schien es, als wenn die Umbewohner uns angemerkt hätten, dass wir im Kanton Freiburg nicht gehörig mit Lebensmitteln versorgt worden, denn an allen Ecken der Strasse waren Stände angebracht, wobei ein dicker Bauer, oder eine freundliche Jungfrau Schnaps, Käs u. Weggen feil boten. Auch an Fuhrwerken

fehlte es nicht, welche gegen Entrichtung von 1½ bz. unsere Habersäcke bis nach Holligen transportirten, was von den Offizieren erlaubt wurde. An diesem Orte erwarteten wir die andern Bataillone unserer Brigade, nebst den dazu gehörigen Kanoniren, Scharfschützen und Dragonern, welche auf verschiedenen Wegen alle der Hauptstadt sich näherten; sodann zogen wir mit kriegerischem Spiel, ungefähr um halb 2 Uhr Nachmittags durch die Bundesstadt Bern, ihrer ganzen Länge nach, vom obern Thor durch das untere. Vor uns war schon am Morgen Herr Ochsenbein mit seinen Reserven durch dieselbe marschirt.⁶

Noch nie, sagten Berns Bewohner, sei so viel Militär auf einmal durch die Stadt gezogen; auch hatten die Marktweiber, welche bei ihren Körben sassen und allerhand Lebensmittel verkaufen wollten, da es gerade Wochenmarkt war, Nichts zu thun, als nachzusehen, ob etwa unter den vielen Soldaten ihr Hans oder ihr Benz sich befindet.

Wir hatten unmöglich Alle in der Stadt Platz, so dass unser Bataillon nach Worb sich begeben musste, welches Dorf noch 2 starke Stunden von Bern entfernt ist. Wir legten daher an diesem Tage eine Strecke von 6 Stunden von Kriechenwyl nach Worb zurück. Ich blieb in der Hauptstadt, auf eigene Kosten lebend, um einerseits meine hiesigen Freunde zu besuchen, und andererseits zu erfahren, was man sich in Bern von der Eroberung Freiburgs erzähle. Da vernahm ich denn, dass man schon überall gewusst, unser Bataillon sei beinahe zur Hälfte niedergemetzelt worden, was ich natürlich nicht bestätigen konnte. Auch hörte ich besonders die Weiber klagen, dass man schon seit Langem keinen rechten Mann mehr in der Stadt gesehen habe, weil Alles, was jung und rüstig die Waffen ergreifen konnte, in den Krieg gezogen sei. Es wurde ferner berichtet, dass das schöne Jesuitencollegium, welches von einer kleinen Anhöhe aus Freiburg beherrscht,⁷ in seinen vielen Fenstern keine einzige ganze Scheibe mehr zähle, so wie alle Möbel, so werthvoll sie auch waren, darin verschlagen worden seien. Daraus schloss ich endlich, dass unser Bataillon, wie überhaupt die ganze II. Brigade, es bei Weitem nicht so arg getrieben hat, als andere Truppenkorps, sei es, dass wir verständigere Offiziere, oder aber die Gelegenheit dazu nicht hatten, oder dass wir selbst eine solche Misshandlung öffentlicher und Privatgebäude verabscheutten.

Mittwoch, 17. November – Rahnflüh

Wir sind aber noch nicht fertig, die Hauptsache steht uns erst jetzt bevor, wir haben noch Luzern, den Hauptort der Sonderbundskantone zu erobern. Zwar wussten wir wohl, dass wenn derselbe einmal genommen sei, die Urländchen dann von selbst abgeben würden, aber eben dieses Luzern war schwer zu nehmen.

Auf der einen Seite vom Vierwaldstättersee bespült und von befreundeten Kantonen geschützt, andererseits mit hohen Bergen umgeben, konnten wir dazu gelangen auf Strassen, die, wie im Kanton Freiburg, zu beiden Seiten durch Wälder und waldige Anhöhen eingeschlossen sind, von welchen herab die Feinde mit grossem Erfolg auf uns zu schiessen, ja sogar uns zum Rückzug zu zwingen, leichte Mühe gehabt hätten. Auch waren viele Minen und Verschanzungen angelegt, ungeheure Baumstämme über den Weg geworfen, und überall die Brücken abgenommen oder wenigstens so zugerüstet worden, dass man sie bei unserer Annäherung schnell in Brand stecken konnte.

Das Alles war schon ein bedeutendes Hindernis, aber noch ein grösseres für unser ungeduldiges Streben, vorwärts zu eilen, bestund darin, dass wir es jetzt mit einem Volke zu thun hatten, welches sich uns schon einmal furchtbar gezeigt hatte. Die Luzerner wussten gar wohl, auf welch' abscheuliche Art sie einst mit den Freischaaren⁸ umgegangen waren, und dass diese Schandthaten früher oder später auf eine blutige Weise würden gerächt werden; sie wussten, dass die Zeit der Rache gekommen, und dass sie es diesmal nicht mit Freischäärlern, sondern mit gut disciplinirten Truppen zu thun hätten: Dessenwegen beschlossen sie, Alles an Alles zu setzen und wollten jetzt entweder ihren Untergang finden, oder uns ein für allemal erleiden, ihre Angelegenheiten zu ordnen. Zudem wurden sie aufgehetzt von ihren Pfaffen, welche dem dummen Volke bewiesen, dass man es reformiert machen wolle. Sie gaben armen Leuten für Geld Amulette, welche unverwundbar machen sollten, und tauchten ihre Waffen in Weihwasser, damit sie dieselben glücklicher gegen uns anwenden könnten. Niemand durfte von Übergabe reden, wenn er nicht als Landesverräther wollte bestraft werden. Sogar die weltlichen Behörden selbst stellten ihren verblendeten Bürgern vor, man wolle sie zu Sclaven machen, und ihnen die von den Vätern theuer erkauften Freiheit rauben. Auf solche Weise fanatisirte, katholische Bauern eines Besseren zu belehren, und in die Schranken

der gesunden Vernunft zurückzuführen, war nicht nur sehr schwer, sondern fast unmöglich. Solches liess sich nicht mit Reden machen, sondern nur durch Waffengewallt. Wir konnten wohl voraussehen, dass es viele Leute kosten würde, aber doch durften wir unserer grossen Übermacht zufolge des Sieges gewiss sein. Ich gieng am folgenden Morgen früh nach Worb wieder zu meiner Compagnie, von wo weg wir gegen Rahnflüh marschirten. Schon von ersterem Orte aus trat abermals Regenwetter ein, daher wir Nichts, als trüben Himmel und schmutzigen Weg um uns sahen, und auch eine schwere Zukunft zu erwarten hatten.

In Rahnflüh selbst fanden wir aber sehr gute Quartiere, reiche und zuvorkommende Leute, welche uns sogar die Strümpfe flickten, die Gewehre putzten, und dafür nicht einmal ein kleines Trinkgeld nehmen wollten, das wir ihnen anboten. Gerne wären wir länger bei so freundlichen Menschen geblieben, aber die Stunde der Entscheidung rückte immer näher heran, und wir durften nicht verweilen.



Donnerstag, 18. November – Wasen

Wir brachen daher am morndrigen Tage auf, und zogen bei zwar schönen Wetter, aber auf vom gestrigen Regen her noch schmutziger Strasse, neben Sumiswald vorbei, gegen den Ort Wasen, wo wir über Nacht blieben. Da dieses Dorf nur etwa 3 Stunden von Rahnflüh entfernt ist, und wir daher ziemlich bei Zeiten ankamen, und schnell unsere Quartiere bezogen hatten, so säumten Viele von uns nicht lange, nach dem schönen Flecken Sumiswald zu gehen, weil wir erfuhren, dass Divisionär Ochsenbein mit seinen Reserven daselbst einquartirt sei, und wir von denselben Etwas Neues zu vernehmen hofften. Kaum aber waren wir dort angelangt, als die Wacht drei gefangene Huttwyler brachte, bestehend aus einem abgedankten Landjäger und zwei andern Tagedieben, welche die angrenzenden Dörfer ausspionirten, und die Luzerner benachrichtigten, wie viel Mannschaft in denselben liege, und wo man zuerst anzugreifen gesonnen sei. Alle drei Individien wurden nach dem Verhör ins Schloss Trachselwald abgeführt. Weiter vernahmen wir Nichts. Die Reservensoldaten wussten selbst noch nicht bestimmt, welchen Weg man mit ihnen einschlagen werde; sie vermuteten aber, dass sie durch das Entlebuch ziehen müssten. Wir kehrten daher zurück nach dem Wasen, um am folgenden Tage Huttwyl zu erreichen. Der heiterste Himmel begünstigte uns dabei, und schon gegen zwei Uhr langten wir in dem fast ganz neu aufgebauten⁹ Grenzstädtchen, wo wir einstweilen blieben, an.

Freitag, 19., bis Sonntag, 21. November – Huttwyl

Bis dahin war alles gut gegangen. Niemand wurde bedeutend krank, sondern die Meisten blieben trotz unsäglicher Strapazien, feuchtem Wetter und schmutzigem Weg, manchmal hungrig und durstig, dennoch gesund und gutes Muthes. Wir hatten schon vernommen, dass das luzernische Zollhäuschen bei Uffhausen keine Fenster mehr besitze, dass die Thüren eingeschlagen seien, und dass hie und da unsere Scharfschützen und die Feinde gegenseitig geplänkelt hätten; dass beinahe der ganze Wald bei Uffhausen umgehauen über den Weg liege, und fürchterliche Minen häufig uns entgegen drohten. So Etwas machte manchem jungen Soldaten Bedenken, der jetzt nicht, wie im

Kanton Freiburg keinen Feind sah, sondern deutlich wahrnehmen konnte, dass er ihm sehr ernst gegenüber stand. Das liess sich jedoch Alles verschmerzen, so lange wir noch in Huttwyl waren.

Eines Abends aber, als gerade unsere ganze Compagnie auf der Wacht sich befand, und einige Soldaten in dem zur Wachtstube eingerichteten Schulzimmer beim Schimmer der Lampe Karten spielten, andere sich lustige Anekdoten erzählten, und einander zum Kampf aufmunterten, hörten wir im Luzernerbiet überall die Sturmglöckchen ertönen, und zwischenhinein dumpfen Kanonendonner in den Bergen widerhallen. Im Augenblick stand alles unterm Gewehr, Patrouillen wurden allenthalben ausgeschickt, und wir erwarteten vor dem Schulhaus mit den Waffen in der Hand den Feind, falls er sich's bei kommen liesse, einen Überfall zu wagen, und das Städtchen anzugreifen. Aber er erschien nicht, und am Morgen erfuhren wir, dass er solchen Lärm unter anstelle, theils um seine Leute in steter Wachsamkeit zu erhalten, theils um uns Schrecken einzujagen. Nach und nach trafen immer mehr Bataillone in Huttwyl ein, so dass bald unsere II. Brigade wieder vollständig beisammen war, und wir in Feindesland einziehen konnten.

Montag, 22., bis Mittwoch, 24. November – Willisau

Das geschah denn an einem Montag Morgens um 8 Uhr. Langsam und besonnen, aber muthig und entschlossen giengs nun aus dem Städtchen hinaus, gegen das luzernische Zollhäuschen zu, neben dem Dorfe Uffhausen vorbei, und in den Wald hinein, der so grausam wegen uns von Feindeshand zugerichtet worden. Dieser Weg war vielen aus unserem Bataillon und selbst aus unserer Compagnie wohl bekannt, welche den Freischaarenzug mitgemacht und Zeugen gewesen sind, wie die Luzerner Landstürmle mit gefangenen Freischäärlern umgegangen. Damals nahm Mancher sich vor, blutig seine gefallenen Kameraden zu rächen, und jetzt war die Stunde der Rache erschienen. Fast die Hälfte der Einwohner von Huttwyl kam eine Strecke weit mit uns, theils um zur Fortschaffung des umgehauenen Holzes behülflich zu sein, theils auch des Raubes wegen. So gieng denn zuerst das Zollhäuschen bei Uffhausen in Flammen auf, und Niemand legte nur im Geringsten Hand zum Löschen an. Diesmal war unser Bataillon nicht an der Spitze, wie solches im Feldzug gegen Freiburg der Fall war, so dass wir

nicht fürchten mussten, überfallen zu werden, was aber für Andere um so eher geschehen konnte, da sich der Feind während der Nacht aus dem Dorfe Uffhausen zurückgezogen, und wahrscheinlich irgendwo im Walde oder hinter einem Berge versteckt hatte. Wir mussten alle Augenblicke still stehen, weil die Sappeurs nicht fertig werden konnten mit der Fortschaffung der hindernden Baumstämme. Als wir endlich mit grosser Mühe uns aus dem Walde herausgearbeitet hatten, gelangten wir zu einem kleinen Bache, über welchen sonst eine unbedeckte Brücke führte; jetzt aber war sie vom Feinde zerstört und gerade hintendran eine starke Mine gelegt worden. Lange mussten wir warten, bis dass eine Nothbrücke aufgeschlagen war, und Mannschaft, Ross und Wagen darüber kommen konnten. Endlich gelang es, und wir näherten uns behutsam, schweigend und auf Alles gefasst, dem ersten luzernischen Städtchen Willisau. Bevor wir aber dasselbe erreichten, wurden sowohl von den Soldaten, als von den uns begleitenden Bürgern Huttwyls noch drei fernere Häuser angezündet, so dass unsere Pulverwagen sogar Gefahr liefen, durch die Alles verzehrenden Flammen, welche Niemand zu vermindern suchte, in die Luft gesprengt zu werden.

Ich will nicht sagen, dass diese Brandstiftungen Etwas Rühmenswertes sind; denn obgleich man es dem hartherzigen, die armen Bauern im Amte herum schonungslos, drückenden, geitzigen Amtsgerichtsschreiber Studer von Willisau, der als Landstürmlerhauptmann abwesend war, gönnen möchte, dass sein eigen Haus in Flammen aufgieng, so war auf der andern Seite auch entsetzliches Unglück begangen worden, indem man statt das einem berüchtigten Freischaarenmörder angehörigen Hauses, ein anderes niederbrannte, welches Eigenthum eines flüchtig gewordenen Freischäärlers war, und in dem dessen Frau mit mehreren noch unerzogenen Kindern in dürftigen Umständen lebte. Aber wie man im Kriege nicht Alles sehen und verbieten kann, und dem Soldaten für seine Mühe auch Etwas erlauben darf, so muss manchmal der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Und wenn man bedenkt, wie im Jahr 1845 die Luzerner Landstürmler mit den gefangenen Freischäärtern umgegangen, wie sie dieselben auf Laden gebunden, und ihnen lebendig die Köpfe abgesägt haben, so soll man dem Gerichte Gottes nicht in den Weg treten, der, wie alles zu seiner Zeit, auch jetzt durch uns diese Übelthäter bestrafen wollte.

Vom Fenstereinschlagen und Wegnehmen der Lebensmittel, wie Käs,

Brod, Butter, Fleisch etc. will ich nur gar nicht reden, und blass dies noch im Vorbeigang berühren, wie an allen Orten, wo einst von den Landstürmlern den Freischäälern Waffen oder andere Gegenstände geraubt worden, dieselben sofort wieder abgefasst wurden. So vernahm z. B. ein Soldat, dass sein Stutzer, den er am Freischaarenzuge gehabt und in demselben verloren hatte, sich in einem gewissen, ihm bezeichneten Hause befindet. Gleich gieng er hin, forderte denselben, und da er zur Antwort erhielt, man hätte ihn seither im Dorfe verkauft, gab er dem Hausmeister 10 Minuten Zeit, nach deren Ablauf er entweder den Stutzer wieder herzaubern, oder eine Kugel durch den Kopf haben sollte; aber es vergiengen keine 8 Minuten, so langte der Stutzer an.

Unter solchen Ereignissen kamen wir zu dem Städtchen Willisau. Es war jetzt darum zu thun, dasselbe zu erobern, indem die Landstürmler sich noch darin befanden. Wir stellten uns daher in Ordnung auf, und waren im Begriffe, den Willen unserer Oberen mit den Waffen durchzusetzen; als es hiess, der Feind sei eben mit Sack und Pack aus dem Städtchen entflohen, und hätte sich tiefer ins Land geflüchtet. Das war



eine angenehme Nachricht; wir zogen nun ohne Gefahr in Willisau ein, und zwei Bataillone wurden sogleich da einquartiert, andere marschirten trotz der eintretenden Dunkelheit noch weiter vorwärts. Die Stadt selbst ist in ihrer Mehrheit liberal, und deswegen fanden hier keine groben Erpressungen statt. Wir nahmen vor Allem aus Beschlag von einem, mit Maismehl beladenen, den Landstürmlern angehörigen Wagen, welchen sie in der Eile vergessen und zurückgelassen hatten; das Maismehl wurde verkauft, und der Erlös davon vertheilt. Dann richteten wir im Schlosse, welches der I. Füsilercompagnie als Quartier angewiesen wurde, unser erstes Bestreben dahin, dem Herr Oberamtmann und seinem Schreiber die Zimmer zu erlesen, und diejenigen Gegenstände daraus uns anzueignen, welche wir brauchen konnten. Wir durften dieses um so eher thun, da beide Herren im Landsturm begriffen und abwesend waren: Der Oberamtmann als Anführer des Willisauerlandsturmes, und der Schreiber, dessen ich schon früher erwähnt, als sein würdiger Hauptmann. Wirklich befanden sich im Schlosse wichtige Gegenstände, wie Geld, Uhren, Kleidungsstücke, Tabakspfeifen etc. von dem Allem Jeder nach seinem Belieben auslas, aber auch Sachen, die für uns keinen Werth hatten, blieben nicht verschont, denn alle Bücher, Tabellen, Kalender, Spiegel, Barometer, Portraits u. s. w., kurz Alles, was sich in den Zimmern befand, wurde zu Grunde gerichtet, bis endlich nichts mehr zu verderben war, und wir in diesen verwüsteten Stuben uns ein Nachtlager bereiteten. Zuletzt nahmen wir noch Besitz von der Küche, welche zur Bereitung der Gefangenschaftskost bestimmt ist, und brachten allda in grossen Kesseln eine treffliche Fleischsuppe zu Wege, deren Ingredienzien wir in der Stadt gesammelt hatten.

Am folgenden Morgen (Dienstag, 23. November) marschirte die ganze Brigade unter Oberst Frei von Brugg¹⁰ ab und unser 8^{tes} Bataillon blieb als Besatzung zurück, so dass wir jetzt, da Platz genug war, Alle in die Bürgershäuser einquartiert werden konnten. Eines Umstandes dabei will ich gedenken, der mir sehr angenehm war, und mich einiger Massen für die Zeit entschädigte, welche ich in der Küche der Aufsicht über unsere Fleischkesseln widmete, während meine Kameraden des Schlosses Plünderung vornahmen. Indem nämlich unser Hauptmann¹¹ sich mit den Quartierbillets beschäftigte, beschlossen Soldat Aebi und ich, die Umgegend der Stadt zu besichtigen. Wir giengen daher zu dem einen Thore hinaus, betrachteten den Todtenhof, deren die Katholiken



Major General George Washington
December 18, 1775

weit schönere als wir Reformirte besitzen, und wollten auf der andern Seite wieder in die Stadt einlenken, als wir ein hübsches Mädchen mit einem gewaltigen Laibe Brod unterm Arm auf ein grosses Haus zugehen sahen. Wir fiengen sogleich ein Gespräch mit ihm an, bis es uns endlich einlud, ins Haus zu kommen. Nicht lange giengs, und wir waren in einem artigen Zimmer auf einem niedlichen Kanapee, stopften die Pfeifen und unterhielten uns mit der schönen Eigenthümerin über des Krieges grosse Schrecknisse. Eine Flasche herrlichen Mostes würzte das Gespräch, in welchem wir auch über unsere Feldkochkunst zu reden kamen, so dass das in der Küche bewanderte Mädchen sich bald überzeugen musste, man könne aus Soldaten nie geschickte Köche machen.

Solches bewog denn die freundliche Jungfrau, uns zum Mittagessen einzuladen, was wir auch mit Dank annahmen. Und wirklich übertraf diese Mahlzeit alle unsere Erwartungen, denn nicht nur gekochtes und gebratenes Fleisch wurde zur Genüge aufgestellt, sondern sogar Kuchen nebst Dessert u. ausgezeichnetem Wein fehlten nicht dabei. Es war aber bald an der Zeit, dass wir giengen, wenn wir noch Quartierbillets erhalten wollten; deswegen empfahlen wir uns höflichst und kehrten in die Stadt zurück. Kaum waren wir da angelangt, als Lieutenant Simon¹² auf uns zutrat und fragte, ob wir schon Quartiere hätten, und auf die verneinende Antwort den Befehl ertheilte, noch 4 uns befreundete Kameraden der Compagnie auszulesen, sodann ins Gesamt zum Schlüsselwirthe zu gehen, und ihm anzuzeigen:

- 1.) dass wir bei ihm einquartiert sein wollen,
- 2.) dass er uns zu essen und zu trinken geben solle, was und soviel wir wünschen,
- 3.) dass von nun an sein Haus aufhöre, ein Wirthshaus zu sein, und dass wir
- 4.) keinen Militär mehr ins Haus dürfen kommen lassen, um da zu trinken.

Das war ein strenger Befehl, aber er war durchaus nöthig; und der Wirth war sogar froh darüber, denn seine Leute mussten unaufhörlich den Soldaten Wein geben, ohne dass sie dafür einen Pfennig bezogen. Wir blieben einen ganzen Tag da Wacht, und während dieser Zeit war kein einziger in der Gaststube erschienen, der nicht, was er genossen, bezahlt hätte. Und so oft ein Offizier zu uns einkehrte, und frug, ob wir zufrieden seien, konnten wir nicht anders als rühmen; denn wir er-

hielten in der That Alles, was wir nur begehrten, und selbst beim Abmarsch füllte der Wirth uns Allen zum freundlichen Abschied noch die Feldflaschen mit köstlichem Getränk. Diesen Umstand habe ich auch deshalb erwähnen zu müssen geglaubt, damit man daraus ersehen könne, dass unsere Offiziere Ordnung zu handhaben begehrten, was in diesem Kriege nicht bei allen Bataillonen der Fall gewesen war. Um aber doch bei der Ausbeutung des Schlosses nicht zu kurz zu kommen, erlas ich später die in der Gerichtsstube noch befindlichen Bücher, und fand unter Anderem mehrere Bändchen der Miniaturbibliothek der deutschen Klassiker¹³, welche ich als Andenken in meinen Habersack einpackte und wohl versorgte. Trotz aller dieser verschiedenen Begebenheiten, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, dachten wir doch auch an die Unglücklichen in den Thürmen, und entliessen aus den Gefangenschaften sowohl die politisch Gefangenen, als auch die Übelthäter, deren im Ganzen 7 waren. Es wurde nun schon hier und da von Übergabe der Stadt Luzern gemunkelt; Bestimmtes aber wusste man bis dahin noch nicht. Wahrscheinlich um darüber Gewissheit zu erlangen, schickte unser Oberst den Soldaten Weiermann nebst noch zwei andern auf Ordonnanz nach einem benachbarten Dorfe, wo ebenfalls ein Bataillon im Quartier lag. Gleich nach Entledigung ihres Auftrages kehrten dieselben nach Willisau zurück, weil es schon Nacht zu werden anfieng; nur Weiermann beschloss auf dem Rückweg, sich von der Hauptstrasse zu entfernen, um zu marrodiren. Seine Begleiter verliessen ihn daher, und kamen glücklich heim; nicht so Jener, denn als er bei gänzlicher Dunkelheit in ein einzelstehendes Haus trat, und Geld oder Geldeswerth verlangte, gefiel solches banditenmässige Betragen eines eidgenössischen Soldaten dem Bauern und seinem Ehegenossen so wenig, dass beide ihn mit entsprechender Münze bezahlten; der Mann schoss ihm nämlich in die Beine, und seine Frau beschüttete ihn mit kochendem Wasser. Da verging dem Habsüchtigen das Geldfordern; er hinkte so gut, wie es gehen mochte nach der Stadt, kam in die Wachtstube, und legte sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Stroh nieder. Am Morgen sah er ganz bleich aus, seine Kameraden fragten ihn, was ihm fehle, und brachten den Unterarzt König von Jegenstorf her. Diesem bekannte nun der unersättliche Weiermann seine Unvorsichtigkeit, und krank wurde er nach Huttwyl zurückgeführt, wo er nach seiner Genesung den Ausspruch eines strengen Kriegsgerichtes zu erwarten hatte.

Donnerstag, 25. November – Russwyl

Solches Alles begab sich während zwei Tagen, die wir in Willisau verlebten, bis endlich an einem schönen Nachmittag gegen Russwyl aufgebrochen wurde, noch immer in der Ungewissheit, ob Luzern übergeben habe oder nicht.¹⁴ Daselbst in der Abenddämmerung ankommend, mussten wir lange auf die Quartierbillets warten; daher machten wir unterdessen beim Dorfe auf einer Wiese an der Strasse grosse Feuer, wozu die zunächstgelegenen Wohnungen das Holz liefern mussten; bald loderten die Flammen himmelhoch auf, und um dieselben herum standen singend, rauchend und sich erwärmend die Soldaten. Beim Schein der Feuer sahen wir nun heimkehrende Luzernerlandwehr schaarenweise vorbeiziehen, ohne Waffen und statt des Habersackes einen Bündel am Stock auf dem Rücken. Wir vernahmen von ihnen die Übergabe Luzerns, weshalb sie unangefochten blieben; nur mussten sie vor uns das Haupt entblössen und manches Stichwort hören. Wir hatten z. T. schon in Huttwyl vernommen, dass sie uns, wenn wir kämen und gefangen würden, lebendig bis an den Hals in die Erde vergraben, und dann mit einer eisernen Eichte (Egge) die Köpfe eineggeln wollten, desswegen frugen wir jetzt, ob sie vielleicht die Eichen brächten? Sie waren froh, sobald als möglich fort zu kommen, ohne sich viel um die Schmähworte zu bekümmern, und wir unsererseits zürnten es auch nicht, dass wir endlich die Quartiere beziehen konnten.

Die Leute im Dorfe thaten sehr freundlich, und es schien, als ob ganz Russwyl immer liberal gewesen sei. Freilich verhielt sich diess auch so in den Ortschaften des Kantons Freiburg: da konnten nach unserem Siege die Landstürmer auch nie begreifen, wie einfältig ihre Regierungen gewesen, gegen eine Macht sich aufzulehnen, wobei sie jedenfalls zu kurz kämen. In's Geheim verwünschten uns doch alle Einwohner, und hätten viel lieber gesehen, wir wären da, wo der Pfeffer wächst, als mit uns die Suppe getheilt. Wie froh waren wir, dass aus diesem anscheinend grausam werdenden Kriege die Meisten mit heiler Haut davon gekommen sind; denn wie hätten sich, nach Luzerns Demüthigung die kleinen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug noch wehren wollen, da sie nur darauf sahen, was jenes that? Und mit Wallis, welches einzig seiner überaus günstigen Lage wegen, da es allseitig von Bergen eingeschlossen ist, mit Erfolg einen Angriff erwarten

konnte, wären unsere Leute doch bald fertig geworden. Somit war der Krieg so viel als beendet, und alle Todesgefahr überstanden.

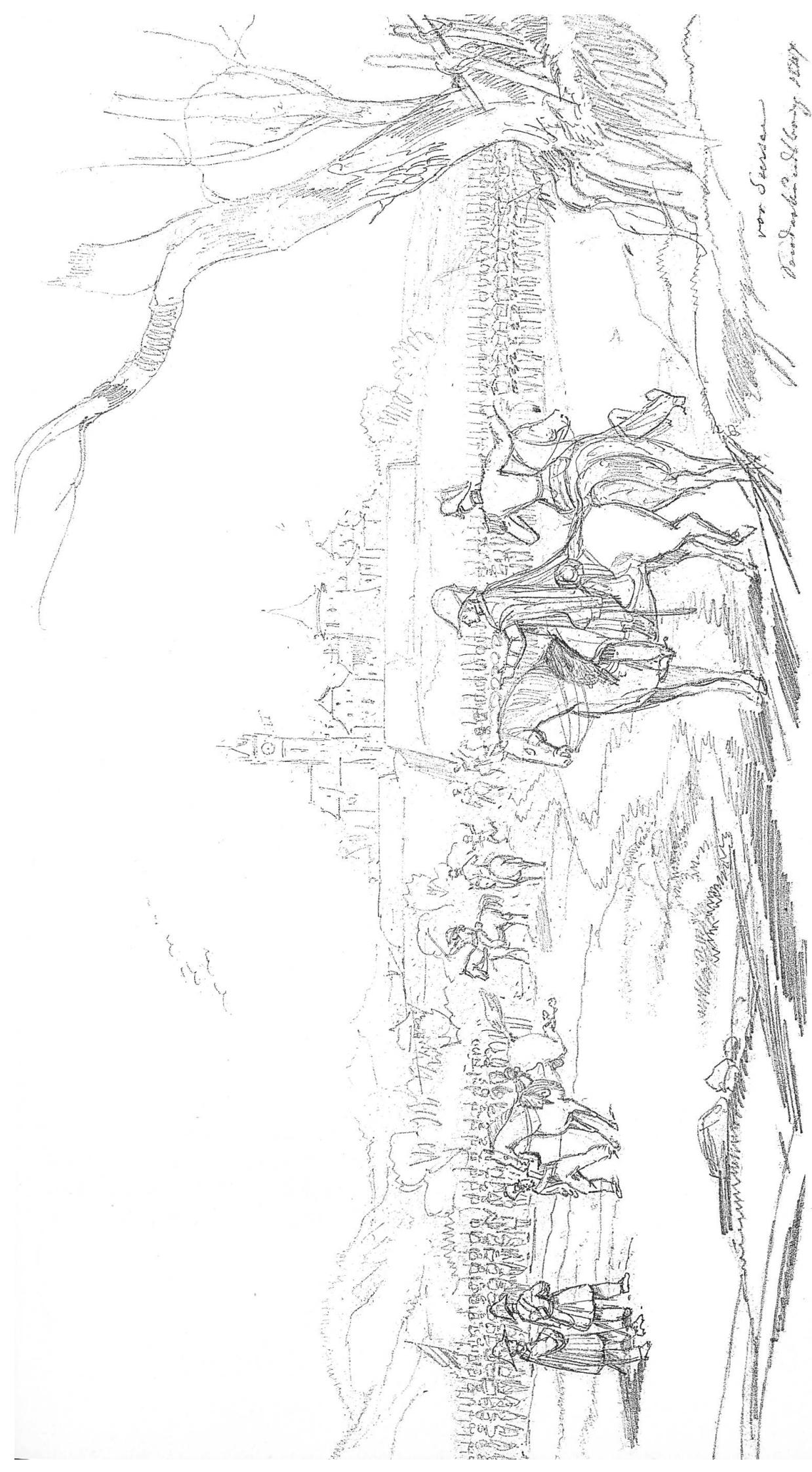
Freitag, 26. November – Malters

Wir wollten jetzt aber doch die Stadt Luzern sehen, und marschirten daher am folgenden Morgen früh gegen Maltersschachen und Malters. Zum erstenmal, seit wir den Kanton Luzern betreten haben, stimmte Soldat Gerber wieder seine Krieges- u. Siegeslieder an, und Trommel und Trompete ertönten weithin an der Spitze unseres Zuges. Unterwegs, wie auch in Maltersschachen trafen wir die meisten Häuser mit weissen Fahnen, als Zeichen liberaler Gesinnungen, geschmückt an, obgleich Vieles nicht so war, wie es den Anschein hatte, und das Sprüchwort: es ist nicht alles Gold, was glänzt, sich trefflich hier erwähnte. Bis zu dem Dorfe selbst bekamen wir noch viele, jetzt zwar unschädliche Minen zu sehen, und mussten über abscheuliche, nun wieder zugefüllte Gräben setzen, so dass wir gar wohl ahnen konnten, was die Einwohner im Fall eines Sieges mit uns angestellt hätten.

Malters ist ein eigentliches Raubnest, und als solches haben wir es denn auch betrachtet, obschon die weissen Fahnen frech aus allen Häusern heraushiengen. Zur Zeit des Freischaarenzuges nämlich brachten diese sauberen Landstürmler hier eine Menge gefangener Freischäärler um; ihr Pfaff selbst befahl, sie an Bäume anzubinden und zu erschiessen. Dessenwegen wurde sowohl von unserm Bataillon, als auch von andern Heeresabtheilungen hier das Recht der Wiedervergeltung ausgeübt. Die Quartierbillets waren bald gemacht, denn wir wurden Compagnieweise auf grosse Bauernhöfe vertheilt, von denen man ganz bestimmt wusste, dass ihre Bewohner blutigen Antheil an gefangenen Freischäärler genommen. Unsre Compagnie wurde bei einem Bauern einquartirt, in dessen Hause zwei der Unglücklichen ermordet wurden. Wir hatten daher Nichts eiligeres zu thun als erstens die weisse Fahne von dem Hause herunter zu reissen, und dann dem Bauern anzudeuten, dass er uns eine Kuh zum schlachten übergebe. Da dieser zögerte, begaben wir uns selbst in den Stall, lasen eine der fertesten aus, schlachteten sie ab und thaten überhaupt gerade so, wie wenn wir schon längst hier heimisch wären. Wir verfügten uns auch in die Stuben, forderten da Schnaps, Brod, Käs und liefen mit Bauern wohl



Chinman 1847



von Seiden
David und Long 100

selbst im Hause herum, um zu sehen, was er allenfalls noch Vorräthiges habe, welches wir gebrauchen könnten. In der Küche wurden Kessel, Häfen, Geschirr, Mehl, Salz sogleich von uns in Beschlag genommen, das Fleisch gekocht und eine gute Suppe bereitet. Aber nicht nur Rindfleisch wollten wir, sondern als wir im Schweinestall ein ziemlich fettes Reinlichkeitsmuster fanden, schlachteten wir dasselbe ebenfalls ab, und hielten so eine Mahlzeit, deren sich kein Herrenhaus zu verschämen gehabt hätte. Dazu holten wir auf Rechnung des Bauern im Dorfe einige Kessel voll herrlichen Weines, welcher in Ermangelung von Gläsern aus Milchkacheln getrunken wurde. Der Bauer hätte zwar wohl Most gehabt, aber theils konnten dasselbe nicht alle Soldaten trinken, theils wollten wir Etwas haben, das uns erwärmt.

Während der Zubereitung dieses so köstlichen Gerichtes stellten Etliche in einiger Entfernung von dem Hause eine Art Scheibe auf, und schossen zum Zeitvertrieb dagegen; Andere machten sich den Spass, dem Eierhändler in der Nachbarschaft einen Besuch abzustatten, und ihm, damit er der Mühe enthoben würde, seine Eier zu verkaufen, selbige abzufordern; es waren 1500 Stücke, die in zwei Kisten nebst dem von der Mahlzeit noch übriggebliebenen Fleisch der Kuh und des Schweines auf unsere Bagagewagen gepackt wurden; der Bauer erhielt die Haut und Gedärm seines Viehes zum Geschenk. Gleich wie wir mit diesem verfuhrten, ebenso wurden andere Freischaarenmörder dieses Dorfes von unsren Leuten behandelt; denn erstens wollten wir sie für ihre verübt Gräueltaten züchtigen, und zweitens hatten wir Grund zu glauben, dass in der Stadt Luzern die Lebensmittel rar sein würden, wesswegen wir uns hier so gut als möglich verproviantirten. Zur allgemeinen Freude der Bewohner dieses sonderbündlerischen Raubnestes wandten wir uns am folgenden Morgen um 8 Uhr nach der Feindeshauptstadt.

Samstag, 27., und Sonntag, 28. November – Luzern

Es war ein nebliger Tag, und die Stadt ist so von Bergen und Hügeln umschlossen, dass wir dieselbe nicht eher ansichtig wurden, bis wir fast unmittelbar davor uns befanden. Wir machten Halt, rollten die Mäntel auf, befreiten unsre Kleider vom Koth und Staub, warteten bis alle Bataillone unserer Brigade, welche sämmtlich um dieselbe Zeit in

der Nähe von Luzern eintreffen sollten, versammelt waren, u. hielten dann gegen Mittag einen prächtigen Einzug.

Lange mussten wir auf unsere Quartierbillets harren, und so schlüpfte bald hier, bald da Einer aus der Reihe in ein benachbartes Wirthshaus, um sich mit Wein zu erquicken, oder auch nur sich zu erwärmen.

Endlich langten sie an, und unsere Compagnie wurde beordert, den Rest des Tages im dasigen Schützenhause¹⁵ zuzubringen, mit dem Bedeuten, dass heute aus Mangel an Platz und einiger Nachlässigkeit des Quartierbureaus Nichts weiter gethan werden könne, dass man aber Morgen dafür sorgen wolle, uns gute Quartiere anzuweisen, da denn eine beträchtliche Truppenzahl wieder abmarschiren würde. Wir nahmen also Vorlieb damit, giengen dorthin, und richteten alle Zimmer desselben zu einer bequemen Nachtherberge ein. Es kam uns jetzt gar gut zu statten, dass wir mit hinlänglichen Lebensmitteln versehen waren; denn Niemand mochte sich Mühe geben, nicht einmal die geraubten Eier zu schwellen, geschweige denn frisches Fleisch zu kochen. Wir begnügten uns daher an dem mitgebrachten Reste der Kuh, und beschlossen, die Eier zu verkaufen und den Gewinn davon zu vertheilen. Auf einem Spaziergang in der Stadt herum, zur Besichtigung derselben, vernahmen wir, dass darin ein Gasthof sei, welcher für den schönsten in der ganzen Schweiz gelte. Unverzüglich begaben wir uns dahin, um dieses Wunderwerk in Augenschein zu nehmen, und wirklich ist dasselbe eines der prachtvollsten Gebäude, die ich je gesehen. Auf dem Landungsplatze des Dampfschiffes für den Vierwaldstättersee erbaut, mit einer herrlichen Aussicht des 6570 Fuss hohen Pilatus, gewährt der Schweizerhof¹⁶ dem Reisenden Alles was er nur wünschen kann, und mit Recht führt er diesen stolzen Namen. Für Soldaten ist denn aber doch ein solcher Gasthof nicht gemacht; wir bewunderten daher bloss die äusseren Einrichtungen desselben, und überliessen die Anschauung der inneren Herrlichkeiten unserem Obergeneral Dufour, der hier sein Hauptquartier aufgeschlagen.

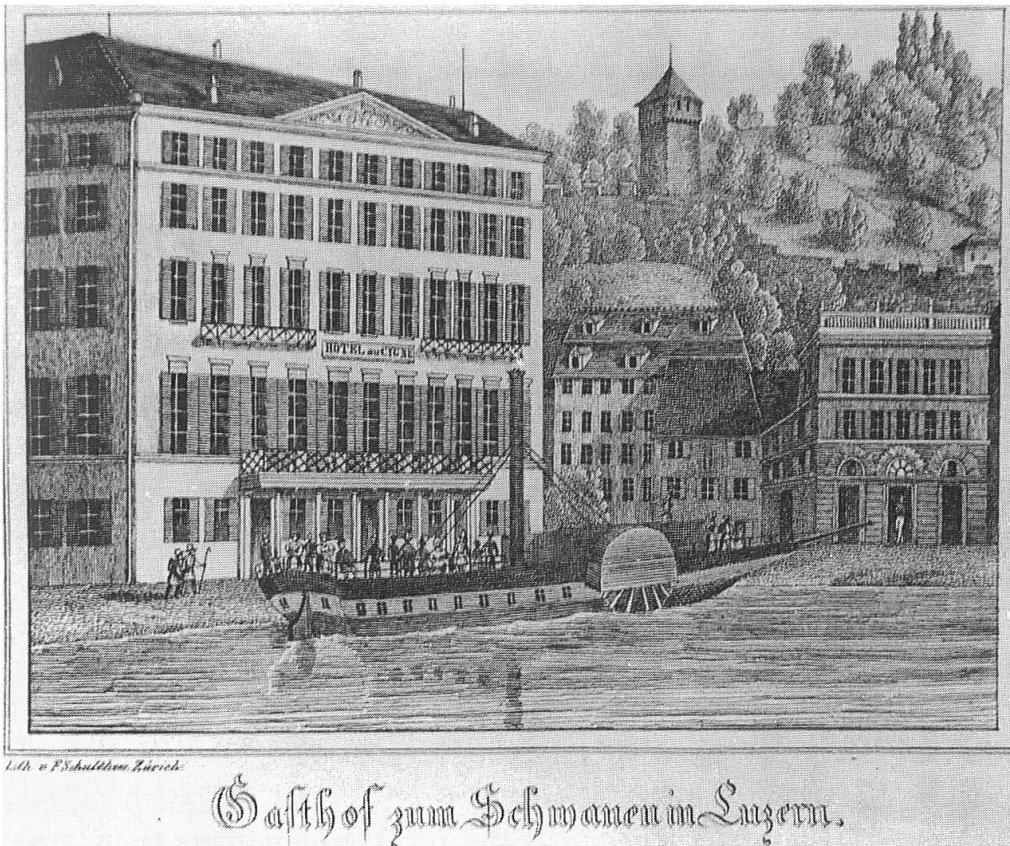
Bevor wir jedoch ins Schützenhaus zurückkehrten, wollten wir noch in irgend einem Wirthshause zu Nacht speisen; aber an allen Orten war es so gedrängt voll von Ober- u. Unteroffizieren, dass wir nicht einmal um's Geld Etwas erhalten konnten, und endlich unverrichteter Sache das Nachtquartier aufsuchen mussten. Bald hatten wir dasselbe gefunden, und ein wohlthätiger Schlaf erquickte bis am späten Morgen uns're müden Glieder.

Für Nachmittag wurde grosse Inspektion angezeigt, und zugleich Quartierbilletts ausgetheilt, wodurch wir das Schützenhaus verlassen konnten. In den Bürgershäusern waren wir nun freilich besser versorgt mit Speise und Lager, aber doch konnten wir merken, dass die Einwohner mit den Lebensmitteln beinahe ausgekommen: denn sehr sparsam wurden wir mit Fleisch bedient, und Brod hatten sie gar nicht mehr, weshalb wir genöthigt waren, von dem auf den Bagagewägen mitgebrachten Gebrauch zu machen.

Es war Sonntag, und unser Feldprediger Strasser¹⁷ hielt auf einer grossen Wiese Gottesdienst, worin er den schnellen und glücklichen Ausgang des Feldzuges pries, und uns dafür zum Danke Gottes ermunterte. Nach demselben besuchten wir in der Stadt die Jesuitenkirche¹⁸, worin so viele gefangene Freischäärler fast verschmachten mussten, den rothen Thurm aus welchem Herr Doktor Steiger mit Hülfe dreier Landjäger entflohen ist¹⁹, und endlich noch ausserhalb derselben das Denkmahl der in einer Schlacht gegen die Franzosen in den Tuillerien in Paris am 10. August 1792 gefallenen Luzerner, einen grossen in Stein ausgehauenen schlafenden Löwen darstellend.²⁰

So vergieng die Zeit bis Nachmittags die grosse Inspektion abgehalten wurde, wobei Brigadeoberst Frei auf einem prächtigen Schimmel reitend, umgeben von seinem ganzen Generalstab, zwischen unsren Reihen durch gallopirte, und mit schnellem prüfendem Blicke die Waffen musterte, sodann sprengte er mit seinem Gefolge wieder in die Stadt, und wir wurden entlassen.

Den Rest des Nachmittags brachten wir theils in den Quartieren zu, theils besahen wir den See, auf welchem die sogenannten Seemöri in grosser Menge herumschwammen, das sind Wasserenten, die einzig und allein zur Zierde des Sees da sind, und nicht geschossen werden dürfen, sie sind von Farbe schwarz mit einem weissen Kopfe, und kleiner als die gewöhnlichen Enten; ihr Fleisch soll aber nicht so schmackhaft sein. Wir warfen ihnen Brod zu, und sie schnabelten es begierig auf. Auch die vielen Brücken über die Reuss und ihren Ausfluss aus dem See erregten unsere Bewunderung, denn sie sind alle zierlich bedeckt, und mit sinnigen Gemälden aus der alten Schweizergeschichte völlig übersäet; ferner nahm das Dampfschiff, welches auf seinem Landungsplatze lag, und zur Abfahrt bereit war, uns're Aufmerksamkeit in Anspruch.²¹



Wegen dem lang anhaltenden dicken Nebel konnten wir am folgenden Morgen die Stadt in ihrem ganzen Umfange abermals nicht genügend betrachten, und nur bemerken, dass sie rings ummauert, wie eine Festung eingeschlossen ist. Es blieb uns daher nichts übrig, als, wo Platz war, in den Wirthshäusern zu sitzen, und zu vernehmen, wie der Sieg ohne thätigen Anteil von uns, so schnell habe können errungen werden. Da erfuhren wir denn, dass die Reserventruppen, welche Herr Ochsenbein von Langnau aus durch's Entlebuch führte, am Meisten zum schnellen Siege beigetragen, aber auch ziemlich viel gelitten hätten, weil sie zu früh aufgebrochen sind. Nicht minder verhalf auch die Regierung von Luzern ihrerseits zu unserm Siege; denn als die Herren merkten, dass die Geschichte nicht gut ablaufen könne, packten sie bei Zeiten ihre Kostbarkeiten und Gelder ein, und an einem schönen Morgen (am 23. November) fuhr die ganze honette Gesellschaft mit Mann und Maus auf dem Dampfschiffe davon, und liess ihre Truppen, wie

die Bürger im Stiche. Jetzt verzehrt sie in den österreichischen Staaten in süsser Ruhe das gestohlene Gut, und lacht über die Einfältigkeit ihrer Mitbürger. So half denn auf unserer Seite Muth und Übermacht, und von ihrer Seite Schwäche und Falschheit zum glücklichen Ausgang des Kampfes.

Montag, 29. November – Horw

Nachmittags machte unser Bataillon einen kleinen Abstecher gegen Horw, welches Dorf eine Stunde hinter Luzern, nahe an der Grenze gegen Unterwalden zu, liegt. Dabei genossen wir eine entzückende Ansicht des Pilatus und eines grossen Theils des Vierwaldstättersees, weil die Mittagssonne den Nebelschleier gelüftet, und eine wunderliche Gegend sich nun unsren Augen eröffnete.

Es schien keinem Zweifel unterworfen, dass wir als Straftruppen jetzt in die kleinen Kantone würden ziehen müssen, und selbst Oberst Läng war derselben Meinung. Er schickte daher sogleich nach unserer Ankunft im Dorfe den Major Kupferschmied²² nach Luzern zurück, um zu erfragen, was fernes zu thun sei. Derselbe brachte bald die Nachricht, dass man uns bloss zum Übernachten hieher geschickt habe, weil wegen Einmarsch mehrerer Truppen in die Stadt wir nicht mehr in derselben Platz gehabt. Morgen sollten wir aber wieder von da weg, und in starken Eilmärschen an die Wallisergrenzen marschiren.²³ Unserm Bataillon war es also vorbehalten, in dieser Jahreszeit, bei ungünstiger Witterung, fast in der ganzen Schweiz herum, eine Reise wider Willen zu machen, den Leuten an allen Orten lästig zu werden und statt Straftruppen eigentlich gestrafte Truppen zu sein. Wir verwünschten daher den ganzen Feldzug, und am Meisten die Luzerner, welche wir als die Hauptursache aller unserer Schuh und Kleider brechenden Märsche betrachteten, und hätten wir nicht Strafe gefürchtet, ich glaube fast, das Dorf Horw, in welches wir jetzt einquartiert wurden, wäre ein Raub der Flammen geworden, so sehr missfiel uns diese Art Kriegsführung.

Die Horwer sind jedoch ein freundliches Bergvölkchen, welches sich nicht viel um Politik und Krieg bekümmert, ihre Gäste willig und zuvorkommend aufnahm, und gerne mit uns dasjenige theilte, was es besass.



Major Karl Rud. Kupferschmid von Burgdorf.

Aber überall in diesem Kanton bekamen wir statt Branntwein Most zu trinken, was für Soldaten, die jeden Tag weiters marschiren müssen, nicht zuträglich ist, indem dasselbe bläht und heftige Mattigkeit verursacht. In der Stadt Luzern genossen wir das beste Birnenmost, aber auch die Horwer bereiteten gutes.

Was mich am meisten verwunderte, war, dass ich an einem Bergab-hange in der Nähe des Dorfes zahme Kastanienbäume sah, deren Früchte noch unaufgelesen am Boden lagen; ich brachte einige derselben mit in's Quartier und vernahm da, dass hin und wieder in diesen Wäldern, besonders an sonnigen Abhängen, solche Bäume wachsen, dass aber ihre Früchte immer nur klein blieben, und nicht verkauft würden.

Dienstag, 30. November – Entlebuch

Am folgenden Morgen kehrten wir bei Zeiten wieder zurück durch die Stadt Luzern nach Malters und von da noch am nämlichen Tage über die Bramegg in das grosse Dorf Entlebuch. Ja wohl, war das ein starker Eilmarsch, denn von Horw bis in's Entlebuch sind 8 Stunden, und für einen Soldaten mit Sack und Pack diese Strecke in einem einzigen Marsche zurückzulegen, ist keine Kleinigkeit, besonders wenn man bedenkt, dass von Malters über die abscheulich lange Bramegg eine noch fast unbefahrene Strasse führt, die zu unserem grossen Leidwesen von gefallenem Regen und Schnee ganz durchnässt und schlüpfrig war. Nur einem Schweizersoldaten darf man so etwas zumuthen, der in Ertragung von allerlei Beschwerlichkeiten erst noch seine Freude dabei hat. Man wundere sich jedoch nicht, dass auf der Höhe des Berges, bei dem Bade Fahrenbühl²⁴, ein wenig Halt gemacht wurde, damit die fast zur Hälfte zurückgebliebenen Soldaten nachkommen, und ihre längst geleerten Schnapsfläschchen mit neuem erquickendem Geiste füllen konnten. Müd und hungrig kamen wir erst zur Nachtzeit in dem grossen Dorfe Entlebuch an, wo wir endlich unserem langen Marsche ein erwünschtes Ziel setzten. Auf diesem ganzen Zuge sahen wir Nichts als hie und da niedergebrannte Häuser und eingeschlagene Fenster, herührend von den Reserventruppen des Herrn Ochsenbein; nur im Dorfe Entlebuch selbst war Nichts verderbt worden. Es verwunderte uns, weil wir nicht begreifen konnten, was die Truppen zur Schonung hätte bewegen können, jedoch ahmten wir das menschenfreundliche Beispiel nach und schadeten auch nicht das Geringste.

Mit Tagesanbruch verliessen wir dieses wohlhabende, schöne Ort und setzten unsere Eilmärsche an die Wallisergrenze fort. Bei den Dörfern Schüpfheim und Escholzmatt vorüberziehend, gewahrten wir an ihnen mit Entsetzen die Gräuel des Krieges, indem diese zwei, durch Misshandlung gefangener Freischäärler, früher bekannt gewordenen Raubstätten von den Reserventruppen so zugerichtet waren, dass kein einziges Haus, ja selbst kein Zimmer verschont geblieben ist, sondern Alles auf das Kläglichste zertrümmert aussah: Tische, Stühle, Kommoden, Bett, Spiegel und Fenster lagen zerschlagen da, und was an Lebensmitteln vorrätig war, wurde entweder auf die Bagagewägen gepackt, oder an Ort und Stelle vernichtet. In den Kellern flossen Wein und Most durch einander auf dem Boden herum, und trugen die leeren

Fässer. Nicht einmal die Weiber trafen wir mehr in diesen beiden, sonst so bevölkerten Ortschaften an, denn wo in den Häusern sollten sie sich verbergen, um vor Wind und Wetter gesichert zu sein, da man selbst den Wänden in den Stuben nicht geschont hatte? Solches Unglück musste aber nothwendig über sie kommen; denn sie verdienten es im höchsten Grad, und die Stunde der Rache bleibt nie aus. Eben hier war es auch, wo der Feind sich unsren Reserven entgegenstellte, und wo er, nach hartnäckigem Kampfe und mit Verlust von vielen Todten, endlich der unüberwindlichen Tapferkeit der Veteranen weichen musste. Deutlich erkannten wir noch in den Dächern die Löcher, welche Tod und Verderben bringende Kanonenkugeln darein gebohrt, und überall zeigten sich Spuren der verzweifelten Gegenwehr.

Stillschweigend marschirten wir vorüber, und verliessen nicht ohne ein Gefühl des Mitleides und der Wehmuth ein Land, dessen Bevölkerung durch Eigensinn und Dummheit sich selbst in das grösste Unglück gestürtzt, ein Land, sonst der Stolz und die Zierde der gesammten Eidgenossenschaft, ausgezeichnet sowohl durch seine Naturschönheiten, als auch durch die Menge der berühmten Männer, welche es in früheren Zeiten aufzuweisen hatte, – jetzt als Auswurf der Schweitz von dem ganzen Auslande verachtet wurde.

Was würde ein Niklaus von der Flüe dazu sagen, wenn er dem Grabe entsteigen könnte, und sähe, wie seine Nachkommen um ein paar ausländischer, habsüchtiger Leute willen, Uneinigkeit, Hass, Mord und Todtschlag unter einander ausgesät haben?

Mittwoch, 1. Dezember - Langnau

Bald gelangten wir zu dem Grenzstein²⁵, welcher den Kanton Luzern von dem unsrigen trennt, und allemal, wenn ein Zug an demselben vorbei kam, erscholl wie aus einem Munde ein donnerndes Hurrah zur Begrüssung unseres heimathlichen Kantons, und ein schönes Freiheitslied um das andere erklang laut tönend in dem engen Trubsachen trotz aller unserer Müdigkeit, bis wir endlich am Abend gegen 6 Uhr nach einem 7 stündigen beschwerlichen Marsche, in dem freundlichen Langnau eintrafen.

Wenn wir an jene Zeit zurückdachten, als von Huttwyl aus wir das Luzernerbiet betraten, und darin an allen Orten, in allen Ecken Tod

und Verderben uns entgegendorhte: so konnte nicht genugsam dem allmächtigen Gott Dank dafür gespendet werden; dass wir, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, ja selbst mit Beute reich beladen, so glücklich dem Lande der bösen Geister entgangen sind.

Freundlich nahmen uns die Langnauer auf, und bestürmten bald Jeden mit Fragen, wie es nun in dem sauberen Nachbarland aussehe. Wir erlangten nicht, ihnen Alles der Wahrheit gemäss zu erzählen, und vergessen fast darob, die Mahlzeit, welche der Bauer uns wieder einmal nach ächtem Emmenthalerbrauch aufgestellt hatte. Wir durften jetzt nicht mehr befürchten, Gift in den Speisen zu finden, wie das in Freiburg und Luzern der Fall war, und zu welchem letztern Helfsmittel die Jünger Lojolas Zuflucht zu nehmen befahlen, sondern wir assen und tranken nun nach Herzenslust, überzeugt, dass es uns die Leute gönnen mochten, und sich innig freuten, eine so traurige Angelegenheit schnell und glücklich beendet zu sehen.

Jeder wäre jetzt gern nach Hause geeilt, um durch sein Erscheinen den bekümmerten Eltern zu zeigen, dass er noch lebe, und unverwundet sei; aber wir mussten vorerst noch an die Wallisergrenzen, und vielleicht sogar ins Wallis hinein, um dieses halsstarrige, kretinenartige, dickkröpfige Volk endlich zum Gehorsam zu zwingen. Und wenn nicht das schönste Wetter und der heiterste Himmel uns stets begünstigt hätten, so wäre Manchem selbst bei diesem Zuge noch der Muth entfallen; denn die Aussicht im Christmonat über die ungeheure Gemmi, welche auf dieser Seite die Grenze zwischen Bern und Wallis bildet, zu ziehen, und mit Sack und Pack auf weiten Eisfeldern herum zu marschieren, wo man stundenlang wegen dem vielen Schnee keinen Weg antrifft, sondern nur mittelst eigends dafür aufgestellten Stangen die Richtung desselben errathen muss; wo jeden Augenblick Schneelawinen Einen in schauerliche Abgründe zu stürzen drohen, und wo man zu verhungern, oder vor Kälte umzukommen die beste Gelegenheit hat: das Alles musste freilich dem Beherztesten Gedanken machen. Doch dazu sollte es nicht kommen. Von Langnau aus eilten wir am folgenden Morgen gegen Signau zu, wo Aebi und ich im Vorbeigang dem Herrn Pfarrer Dick²⁶ einen kurzen Besuch abstatteten, und von ihm unsere Feldfläschchen mit altem guten Kirschenwasser füllen liessen; kamen über Diessbach und ruhten daselbst eine Stunde lang aus, die dazu benutzt wurde, in den Wirthschaften Etwas zu Mittag zu speisen.

Donnerstag, 2. Dezember – Thun

Endlich gegen 4 Uhr Abends erreichten wir das Städtchen Thun. Mit Freudenschüssen aus Böllern empfing man uns, und in allen Gas-sen waren Kränze, Bögen, Fahnen mit der Nationalfarbe angebracht, und mit zierlichen Inschriften sinnig geschmückt, Alles auf den Dank der Nation sich beziehend, welche sie der eidgenössischen Armee für die wiederhergestellte Ruhe und Sicherheit des Landes zollte. Feierlich zogen wir ein und schlügen allda unser Nachtquartier auf.

Kurz vor unserer Ankunft hatte das Städtchen in seine Mauern ein Oberländerreservenbataillon aufgenommen, das im Entlebuch mit den Luzernern in Kampf gerathen war und jetzt hier entlassen wurde. Die Soldaten desselben erzählten den erstaunenden Thunern ihre erlebten Kriegsabentheuer des Langen und Breiten, und konnten in der That besser vom Sausen und Pfeiffen der Kugeln die Bürger unterrict-ten, als wir es im Stande waren. Sie durften übrigens zum Andenken ihres Sieges die eidgenössischen Armbinden behalten, welche wir, wie ich später erzählen werde, seiner Zeit abgeben mussten.

Freitag, 3., bis Mittwoch, 8. Dezember – Kanderthal

Die letzte Station nämlich von Thun nach Frutigen blieb uns nun noch zurückzulegen übrig, und unser Zweck war erreicht. Entzückt, bei so herrlichem Wetter, links dem blauen, mit schönen Dörfern und küh-nen Schlössern zierlich eingefassten Thunersee, rechts die himmel-hohen, von der goldenen Morgensonnen roth gefärbten, glänzenden Bergspitzen, zu betrachten, von denen die Unsriegen von Hause aus das Stockhorn und den Niesen ohne Fernrohr erkennen können, wandel-ten wir zwischen Berg und Thal längs dem Kanderbache hin und gelangten bald zu dem durch seinen Viehmarkt weit berühmt gewor-de-nen Dorfe Reichenbach, wo die II. Füsilierkompagnie unter Haupt-mann Sprüngli von Steffisburg blieb, während wir noch bis nach Fruti-gen vorwärts marschiren mussten. Schon von Weitem sahen wir dieses freundliche, neu aufgebaute Dorf mit seinem stattlichen Schlosse daneben im Glanz der Sonne sich spiegeln; aber von Reichenbach aus bis dahin zieht sich ein krummer Weg durch seine Zickzackbiegungen so sehr in die Länge, dass er uns wenigstens noch einmal so weit vor-

kam, als er wirklich ist, und wir erst spät am Nachmittag eintrafen. Es war gerade Wochenmarkt und die Thalbewohner, zahlreich versammelt, hatten ihr Dorf, wie die Thuner ihre Stadt, ebenfalls mit allerlei farbigen Kränzen, passenden Inschriften und weissen Fahnen geschmückt, so dass wir feierlich bis vor das sogenannte Landhaus einzogen, wo die Quarterbillets vertheilt wurden. Das Dorf selbst ist aber nicht gross genug, um in seinen Häusern mit Bequemlichkeit fünf Compagnien zu 120 Mann zu beherbergen, daher mussten die Quartiere auch in der Umgegend herum, ja sogar bis zum Kandersteg hinein, welches Ort noch drei Stunden weiter ganz an der Grenze ist, bezogen werden. Dessenwegen kam uns der Wochenmarkt jetzt sehr gut zu staatten, denn weil die Bewohner der Nachbarschaft auch zugegen waren, um Lebensmittel zu verkaufen, oder sonst zu handeln, so konnte nun ein jeder Quartiergeber seine Soldaten mit sich nach Hause nehmen, die ohne ihn den Weg nicht einzig gefunden hätten. Bevor aber diess geschah, wurde noch manche Flasche auf das Wohlsein der rückkehrenden Krieger im Landhause geleert, bis man endlich am späten Abend, Jeder mit seinem Bürger im Frieden heim gieng.

Soldat Aebi, Spring und ich bezogen unser Quartier im Kandergrund. So nennt man nämlich mehrere zerstreute Häuschen, die vom Dorfe selbst eine spitze (= starke) Stunde entfernt, und rings bis an die einzigen entgegengesetzten Ausgänge nach Frutigen und Kandersteg, von riesigen Bergen eingeschlossen sind. Unser Quartiergeber hiess Anton Trachsel, gewöhnlich aber Trachseldoni genannt. Dieser Trachseldoni gilt in der Umgegend für einen vermöglichen Mann, und das kann man nicht bezweifeln: denn er besitzt 5 bis 6 Hütten, von denen jedoch keine grösser ist, als ein ordinäres Waschhaus im Emmenthal. In einer derselben wohnt er mit seiner Familie, die aus seiner Frau, 3 Buben und zwei Mädchen besteht, die andern aber hat er seinem Vieh und dem Heu eingeräumt. Weil hier kein Ackerbau, sondern blos Viehzucht getrieben wird, so hat er auch nur Weidland, und als sein Eigentum nennt er manchen hohen Berg, den er eben so wenig einzig benutzen kann, als unsereins die Aar. Von der Milch seiner Kühe macht Doni sowohl magern als auch fetten Käs; den erstern isst er als Brod, und letztern geniesst er als wirklichen Käs; zum Nachtisch beliebt ihm manchmal Geisskäs. Von drei gesetzlichen Mahlzeiten im Tag weiss Doni Nichts, sondern er isst, wenn's ihn hungert, und trinkt wenn er durstig ist, von einer Uhr im Hause hat Doni ebenfalls keinen Begriff,

sondern er steht mit der Sonne auf, und geht mit ihr nieder. Daneben ist er ein fideler, kreutzlustiger Alter, der am Morgen früh für sich allein, und am Abend bei seinen Kühen singt, und immer seinen guten Humor bewahrt.

Also sieht es aus im Kandergrund; in Frutigen²⁷ aber ist es anders. Früher fast gänzlich niedergebrannt, steht es jetzt schöner wieder aufgebaut, als je zuvor; grossartige Wirthshäuser wechseln mit angenehmen Privatwohnungen ab und Krämerläden jeder Art stellen allenthalben ihre kostspielige Waare zum Verkauf aus, so dass dasselbe ohne Anstand den schönsten Dörfern im Kanton an die Seite gestellt werden kann.

Wir blieben in diesem wilden Thale fünf Tage lang, weil unser Bataillon einstweilen nur bis an die Grenze vom Wallis, und nicht weiters zu marschiren Ordre hatte. Um aber fernere Befehle einzuholen, verfügte sich Oberst Läng in eigener Person nach Bern, und wir hatten unterdessen Zeit, die Gegend recht zu besichtigen, und mit den Thalbewohnern uns zu befreunden.

Einige von uns erstiegen den Niesen, was von Frutigen her minder beschwerlich ist, als von Wimmis aus, und wurden für ihre Mühe durch eine majestätische Aussicht bis nach Frankreich hinein reichlich belohnt. Andere befrugten die Frutiger, ob es bei dieser vorgerückten Jahreszeit noch möglich sei, über die Gemmi in's Wallis zu gelangen. Auf ihre verneinende Antwort glaubten sie denn des Feldzuges Ende nahe, und setzten tapfer ihrem Geldbeutel zu. Ein altes Sprüchwort sagt: Wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse. Davon machten wir jetzt Anwendung: denn eine Tanzbelustigung folgte der andern auf dem Fusse nach, eine Kneiperei wechselte mit der andern ab, und eine Schlägerei machte der andern Platz, so dass zuletzt niemand mehr wusste, wer Koch oder Kellner war. Weit entfernt, die Walliser von dieser Seite aus zu bekriegen, waren wir vielmehr froh, wenn diese uns hier ruhig liessen.

Auf solch' angenehme Weise giengen uns die Tage hin und das Geld drauf, und Niemand dachte an Langeweile. Aber in dem Grade, wie die Geldkatze immer mehr und mehr zur Leere sich neigte, fanden wir auch nach und nach Zeit und Musse, an die Unsrgen zu denken, ihnen entweder den jetzigen Aufenthalt anzugeben, oder die baldige Heimkunft zu melden und aus beiden Gründen ein weiteres Reisegeld zu verlangen. Sei es nun, dass nicht alle Soldaten schreiben konnten oder

wollten, oder dass sie ihre Gedanken nicht verständlich genug auf's Papier zu bringen meinten: genug, ich musste ihnen alle Briefe schreiben, sowohl an ihre Eltern, als an ihre Frauen und Liebsten, und erhielt dafür von Jedem zwei Batzen, so dass ich an einem Tage zwei, an einem andern sogar drei Franken verdiente, welches Geld aber am gleichen Abend mit meinen engern Kameraden den Bach abgieng. Einmal war ich mit dieser Arbeit so sehr beschäftigt, dass ich Predigt und Appel schwänzte, und mir daher einen Arrest von vier und zwanzig Stunden zuzog.

Oberst Läng kam endlich wieder und überbrachte die erfreuliche Nachricht, dass Wallis abgegeben hätte, und wir folglich hier nicht mehr nöthig seien. Das hörten die Frutiger nur gar zu gerne, denn sie konnten durchaus nicht leiden, dass wir beim Tanze ihnen immer die schönsten Mädchen entzogen, und überhaupt mit denselben umgien- gen, wie wenn wir ihre Liebsten wären. Wir zogen desshalb eines Morgens zu aller Dorfbewohner grosser Freude dahin zurück, woher wir gekommen, und brachten keine weitern Erfahrungen mit, als dass diese halbwilden Thalleute ein hochmüthiges, zanksüchtiges Völk- chen, und ihre Mädchen noch reitzender sind, als die schönen Luzerne- rinnen.

Donnerstag, 9. Dezember – Schoren / Thun

Wir hatten aber diess mal nicht so schönes Wetter; trüb am Himmel zogen weisse Wolken vorüber, und ein dicker Nebel verbarg ringsum die hohen Berge, aus denen endlich ein solcher Sturm von Schnee und Regen untermischt hervorbrach, dass wir ganz durchnässt wurden, noch ehe wir unsren Bestimmungsort erreichten, und froh waren, bald am warmen Ofen die nassen Kleider trocknen zu können. Dieser heiss- ersehnte Ort war denn das wohlhabende Dorf Schoren, eine kleine Viertelstunde untenher Thun, wo uns're Compagnie über Nacht blieb, während der Rest des Bataillons unter Regen und Schneegestöber noch bis in die Stadt marschiren musste.

In Schoren und der Umgegend hatten wir überflüssig Platz. Jede Haushaltung traf nur ein Mann Einquartirung, was die guten Leute fast unwillig machte, indem sie behaupteten, früher immer 2-3 Mann bekommen zu haben, und jetzt noch eben so viel zu vermögen. Wir



Chengdu, Sichuan, China

beruhigten aber ihre beleidigten Gemüther mit dem Troste, dass man sie ganz gewiss mit mehr Mannschaft bedacht hätte, wenn nicht überall Platz genug gewesen wäre, dass man jedoch in einem künftigen derartigen Falle an sie denken werde. Das ist vielleicht ein charakteristischer Zug der Bevölkerung des Oberlandes: obschon nicht reich, will dieselbe doch nicht weniger scheinen, als sie vermag, und ist auf ihr Bischen Geld ebenso stolz, als der Rothschild auf seine Millionen. In Thun fand sich ebenfalls hinreichend Platz, denn die meisten Bataillone waren entweder schon entlassen worden, oder als Straftruppen in den Sonderbundskantonen geblieben, nur das unsrige machte wider Willen im Kanton Bern herum eine kleine Lustreise.

Gegen Abend liess der Regen nach. Einige von uns begaben sich in die Stadt, wo wir in den Wirthshäusern die mit den Frutigern gehabten Abentheuer erzählten, und fleissig dem ausgezeichneten rothen, wie dem herrlichen weissen Walliserwein zusprachen. Wir würden auch weiter mit diesem, als mit den Wallisern selbst, in Kampf gerathen sein.

Freitag, 10. Dezember – Bern

Am folgenden Morgen versammelte sich das ganze Bataillon in Thun, und da der Schnee in ungeheuren Flocken vom Himmel fiel, als ob es gar nicht mehr zu schneien aufhören wollte, so lebten wir der frohen Zuversicht, in Schiffen die Aare hinab nach Bern reisen zu können, und freuten uns schon darauf, erstens, weil Einige noch nie auf dem Wasser gefahren waren, dann auch, weil wir auf diese Weise wenigstens drei Stunden früher in der Hauptstadt angelangt wären. Wie gross war aber unser Leidwesen, als wir vernahmen, dass die Aare zu klein sei, und wir den schmutzigen Weg unter die Füsse nehmen müssten.

Bevor wir nach Münsingen kamen, waren unsere Kapüte über und über mit Schnee bedeckt, und füglich hätte man uns daselbst für Österreicher halten können, so weiss sahen wir aus. Es war Zeit, dass wir hier ein wenig ausruhten, unsere Kleider vom Schnee befreiten, und den hungrigen und durstigen Magen mit Speise und Trank erquickten. Wir warteten in diesem Dorfe auch so lange, bis das Wetter sich wieder aufgeheizert hatte; erst dann brachen wir gegen Bern auf, wo wir in guter Ordnung Nachmittags um 3 Uhr eintrafen. Man stellte uns beim Zeigtglockenthurm längs dem Graben und Kornhausplatze auf, und nach

Austheilung der Quartierbillets wurden wir für heute entlassen. Ich begab mich sogleich in mein Quartier, wechselte und putzte so gut wie möglich die nassen Kleider, wozu die Hausleute mir behülflich waren, trank mit ihnen ein gutes Kaffee, und suchte sodann in der Stadt herum meine hiesigen Freunde auf, denen ich bei einem Glas Wein meine erlebten Kriegsabentheuer erzählte. Spät begab ich mich in mein Quartier, wo ein gutes Bett schon längst meiner wartete.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr versammelte sich unser Bataillon abermahls auf dem gleichen Platze, wo gestern. Wir mussten die Kapüte und die eidgenössischen Armbänder den Offizieren abliefern, dann wurden wir Compagnieweise in den Kasernenhof geführt, um daselbst die noch vorhandenen Patronen und Kapseln zu übergeben, und endlich mit dem Befehl verabschiedet, Nachmittags um 2 Uhr uns wieder beim Grabenplatze einzufinden.

In der freien Zwischenzeit lief der Eine hiehin, der Andere dorthin, bis um die anbefohlene Stunde Jeder wieder bei seinem Gewehre stand. Die den Feldweibeln früher eingehändigten Decomptebüchlein wurden uns nun zurückgegeben, nachdem vorher die Dauer des Feldzugs 43 Tage, darein eingeschrieben worden, der rückständige Sold und der Decompte Jedem ausgetheilt, und Soldat Aebi und ich förmlich nach Hause entlassen.

Samstag, 11. Dezember – Wynigen

Die Compagnie marschirte an demselben Tage nach Wynigen ab, allwo Hauptmann Affolter sie ebenfalls in ihre längst ersehnten Heimathsorte entliess.

So endigte denn ein Feldzug, der, mit fast unüberwindlichen Mühseligkeiten verbunden, einen strengen Anfang und ein trauriges Ende zu nehmen den Anschein hatte, in wenigen Wochen zum Wohl der ganzen Eidgenossenschaft; und herrlich hat unser Obergeneral Dufour seine Aufgabe gelöst, die er sich selbst im Schosse der hohen Tagsatzung gestellt, nämlich: er wolle nicht das Geld, aber die Menschen schonen. Denn kaum giebt es in der ganzen Christenheit ein Volk, welches mit mehr Wuth, Hass und Erbitterung zum Kampfe sich gerüstet, und in Erfindung grausamer Vertheidigungsmittel ein grösseres Talent entfaltet hätte, als die von den Jesuiten fanatisirten Sonderbundskantone;

und kaum dürfte man hinwieder eine Armee finden, die mit dem Feinde nachsichtiger umgegangen, und mehr zum Mitleid, denn zur Rache geneigt gewesen wäre, als das eidgenössische Kriegsheer, indem dasselbe in seinen Gegnern nur verblendete Brüder einer und derselben Nation erblickte, welche zur Vernunft zurückzuführen es beordert war.

Zum schuldigen Danke für die kluge Leitung der Armee und als aufrichtiges Zeichen innigster Achtung wurde unserem Obergeneral Dufour von der hohen Tagsatzung aus ein Geschenk von 40 000 Franken in Geld gemacht, wozu sein heimathlicher Kanton noch ein schönes Landgut bei Genf hinzufügte, so wie die übrigen Stände aus gerechter Anerkennung seiner hohen Verdienste ihm allenthalben das Ehrenbürgerrecht einräumten.

Auch wir Soldaten wurden sowohl von unsren Bürgern, als von der Tagsatzung rühmlichst bedacht, indem erstere uns eine ziemlich bedeutende Zulage am Sold machten, und letztere eine Proklamation an die eidgenössische Armee erliess.

Anhang

1. Erläuterungen

Das Bataillon, in welchem der Berichterstatter eingeteilt war, wurde befehligt von Oberstleutnant *Samuel Läng* von Utzenstorf (1798–1874). Das war ein nicht unbekannter Mann, aus dem «Bären» seines Dorfes stammend, wo auch sein Bildnis noch zu finden ist.

In den Jahren 1840 bis 1846 war er *Grossrat*, zudem 1842 bis 1846 *Regierungsstatthalter* des Amtes Trachselwald. 1846 scheint ihm das Treiben der Radikalen zu bunt geworden zu sein. Er wurde durch Nationalrat Karrer abgelöst und zog sich auf seinen «Bären» zurück.

Militärisch war er 1838 Oberstleutnant geworden. Als solcher führte er sein Bataillon schon bei den eidgenössischen Interventionen im Aargau 1841 und 1845. Er zeichnete sich durch Mässigung aus und empfahl seiner Mannschaft «*Ruhe, Reinlichkeit und Anständigkeit*».

Das Bataillon Läng gehörte mit der 2. Brigade zur 2. *Armeedivision*, die vom eidgenössischen Obersten und Kommandanten der Militärschulen in Thun, *Johannes Burckhardt* (1798–1855) von Basel, befehligt wurde.

Der Auszug gegen den Sonderbund war auch für *Burgdorf* nicht ohne Bedeutung. Aus dem Bernischen Staatskalender 1847 kann entnommen werden, dass z. B. in dem von Oberstleutnant Läng befehligen Bataillon die folgenden Offiziere aus dem Raume Burgdorf Dienst taten:

Major:	<i>Karl Rud. Kupferschmid</i> , von Burgdorf (1811–1890)
Aide-Major:	<i>Fr. Alb. Sury</i> , von Wyler in Kirchberg (1816–1865)
Hauptmann:	<i>Ulr. Sommer</i> , von Affoltern (1804–1867?) <i>Jak. Lüdi</i> , von Burgdorf <i>Jak. Aeberhard</i> , von Kirchberg (1820–1868) <i>Joh. Gottl. Affolter</i> , von Koppigen
1. Unterleutnant:	<i>Joh. Sam. Hess</i> , von Koppigen <i>Jak. Affolter</i> , von Koppigen <i>Wilh. Langlois</i> , von Burgdorf (1822–1881) <i>Jak. Büttikofer</i> , von Kirchberg
2. Unterleutnant:	<i>Jak. Sommer</i> , von Burgdorf

Ausserdem dienten als eidgenössische Offiziere *Ferd. Meyer* (1822–1896) von Burgdorf im Grade eines Oberleutnants und vor allem *Joh. Rud. Gatschet* (1805–1856), der bekannte Kreisoberingenieur und Brückenbauer, 1845 Kantonsoberingenieur, seit 1846 Oberstleutnant und nun Dufours Chef des Geniekorps.

Der Burgdorfer Oberleutnant *Jak. And. Morgenthaler* (1823–1901) in der Auszüger-Füsilierekompanie III / 5 nahm am 24.11.1847 in Luzern gemäss dem Entwaffnungsbefehl dem eidgenössischen Obersten *Renward Göldin von Tieffennau* den Säbel ab und hat ihn 1897 den Sammlungen des Rittersaalvereins Burgdorf geschenkt.

2. Anmerkungen

- ¹ Die Gesandten der 7 Sonderbundsstände entfernten sich aus der Tagsatzung in Bern am 29.10.1847 unter «feierlicher Protestation». Die verbleibende Tagsatzung ordnete am 4.11.1847 bewaffnete Intervention an. Die Truppen wurden einberufen und geübt, Beförderungen im Kader vorgenommen und Unterstellungen geordnet.
- ² Hindelbank, Denkmal Langhans: 1751 geschaffen vom ehemaligen Hofbildhauer Friedrichs des Grossen, *Joh. Aug. Nahl. d. Ae.* (1710–1781), und, versehen mit einer Grabinschrift *A. v. Hallers*, sogleich weltberühmt; charakteristisch, dass sogar noch 1847 Soldaten es besuchten gingen.
- ³ La Corbe = *La Corbaz*, Gemeinde im Saanebezirk FR.
- ⁴ Kanonendonner: Der Gefechtslärm stammte von dem *Fort St-Jacques*, das Freiburg mit zwei anderen auf der Höhe von Bertigny / Breitenach nordwestlich des heutigen Bahnhofs angelegt hatte. Es schoss mit Kanonen während etwa einer Stunde noch am 13.11.1847 auf die anrückenden Waadtländer und verursachte 14 Tote und 70 Verwundete. Der Waffenstillstand kam schon um 2 Uhr in der nachfolgenden Nacht zustande, gemäss den Bedingungen, die General Dufour in seinem Hauptquartier in Belfaux / Gumschen aufgestellt hatte.
- ⁵ Courvillerin = ? Der Name ist weder auf der heutigen Landeskarte noch in gängigen deutsch-welschen Verzeichnissen zu eruieren. Nach der Marschleistung könnte es sich um Kleingurmels handeln, aber Gurmels heisst heute auf Freiburger Französisch Cormondes.
- ⁶ Herr Ochsenbein: Es ist der Freischarenführer von 1845 und nachmalige Bundesrat *Joh. Ulr. Ochsenbein* (1811–1890), der damals die Berner Division führte, zuerst von Neuenegg gegen Freiburg, dann durch das Entlebuch gegen Luzern.
- ⁷ Jesuitencollegium: Es ist das hoch über der Altstadt gelegene *Collège St-Michel*, erbaut 1584 ff.
- ⁸ Freischaaren: Zur Hilfestellung an die bedrängten Liberalen unter Dr. Steiger in Luzern organisierten sich 1844 wie 1845 aus den freisinnigen Kantonen, vorab aus

dem Aargau und aus Bern, freiwillige, bewaffnete Hilfstruppen. Sie marschierten als Ad-hoc-Bestände gegen Luzern, konnten aber gegen dessen kantonal festformierte Truppenkörper nichts ausrichten.

- ⁹ Huttwyl: Die Stadt war 1834 ganz abgebrannt und soeben, nach dem Gesamtplan des Berner Stadtbaumeisters *Osterrieth*, einheitlich wiederaufgebaut worden.
- ¹⁰ Oberst Frei von Brugg: *Friedrich Frey* (1800–1884) war seit 1841 eidgenössischer Generalstabsoberst, vgl. HBLS III 243.
- ¹¹ Unser Hauptmann: *Rudolf Sprüngli* von Bern in Steffisburg war seit dem 8.1. 1847 Hauptmann und Kommandant der Auszüger-Füsilierkompanie II / 11.
- ¹² Lieutenant Simon: *Lud. Ed. Albr. Simon* von Bern war seit dem 1.1. 1847 Erster Unterleutnant und Fähnrich des Bataillons.
- ¹³ Deutsche Klassiker: Wenn wir den flüssigen Stil des Chronikschreibers beurteilen, verwundert es nicht, dass er in der Gerichtsstube des Schlosses Willisau in erster Linie an mehreren Bändchen der *deutschen Klassiker* Interesse fand.
- ¹⁴ Die *Übergabe von Luzern* erfolgte am 24.11. 1847, Dufour ritt um 12.30 Uhr ein. Die Generalität war geflohen. Pikanterweise hatte der Generalstabschef des Sonderbundes, Oberst Elgger, ein geschickter Zeichner und sonst vielseitiger Mann, Dufour 1834 porträtiert.
- ¹⁵ Schützenhaus Luzern: Das *alte Schützenhaus* steht an der Schützenstrasse Nr. 4. Es wurde 1756 erbaut.
- ¹⁶ Schweizerhof: Das berühmte Hotel war gerade 1845 / 46 vom renommierten Basler Architekten *Berri* neu errichtet worden.
- ¹⁷ Feldprediger Strasser: Es dürfte sich um *Johann Strasser* handeln, ab 1848 Pfarrer in Lauenen und Vater des bekannten Gletscherpfarrers Gottfried Strasser, der ebenfalls Feldprediger geworden ist.
- ¹⁸ Jesuitenkirche: Der riesige Bau wurde 1666 bis 1669 mit Front zur Reuss errichtet, erhielt aber die Zwiebeltürme erst 1893.
- ¹⁹ Doktor Steiger: *Jak. Rob. Steiger* (1801–1862), Arzt, war der Führer der Luzerner Liberalen, die, wie heute noch, besonders in der Stadt vertreten waren. Er wurde nach dem 1. Freischarenzug von der konservativen Regierung des Kantons in Ketten gefangengesetzt und zum Tode verurteilt, konnte aber am 20. Juni 1845 entfliehen. Nach dem Krieg wurde er Gross-, Regierungs- und Nationalrat. Sein lithographiertes Bildnis war vielerorts zu sehen, haben ihn doch sogar die Kantone Bern und Zürich zu ihrem Bürger ernannt. Der vom Schreiber als Gefängnis Dr. Steigers genannte *Rote Turm* (am Ostufer der Reuss) ist nicht das Gefängnis, aus dem Dr. Steiger entflohen konnte: Dieses war der sogenannte *Kesselturm* an der Südwestecke der Altstadt, 1857 abgetragen (vgl. *Reinle, Adolf*: Kunstdenkmäler Luzern, Stadt I, Basel 1953, Seite 72).
- ²⁰ Denkmal in Luzern: für die gefallenen Schweizer des *Tuileriensturms* vom 10.8. 1792 errichtet nach dem Modell des berühmten Bildhauers *Bertel Thorwaldsen* in Rom 1821, ein sterbender (nicht schlafender, wie der Schreiber meint) Löwe, der mit seinen Pranken noch das Lilienwappen der Bourbonen verteidigt.
- ²¹ Dampfschiff: Auf dem Vierwaldstättersee gibt es seit dem 24.9. 1837 Dampferdienst, zuerst mit der «*Stadt Luzern*» und dem Kapitän Oberst Franz Elgger, der 1847 Stabschef der Sonderbundstruppe wurde. Es kamen dazu 1843 die «*St. Gotthard*» und am 2.11. 1847 die «*Waldstätten*», gerade von Ditchborn & Mare in London so rechtzeitig angeliefert, dass die Generalität des Sonderbundes am 23.11. 1847 darauf die Flucht nach Uri antreten konnte. Welches der Schiffe der Berichterstatter gesehen hat, bleibt unbestimmt.
- ²² Major Kupferschmid: *Karl Rud. Kupferschmid* von Burgdorf (1811–1890) war am

1. 7. 1846 zum Major befördert worden und Stellvertreter des Bataillonskommandanten.

²³ Die Übergabe des *Wallis* erfolgte schon am 28. 11. 1847, doch blieben Truppen zum Sicherstellen der Abrüstung an der Walliser Grenze im Dienst, während die Waadtländer unter Oberst *Rilliet* Sitten besetzten.

²⁴ Bad Fahrenbühl: Es wurde als Molkenkuranstalt 1832 mit 120 Betten, mit Kapelle, Trinkhalle, Milchhalle und Aussicht auf die Pilatuskette neu begründet. Es stand etwas südwestlich aufwärts hinter der heutigen Käserei Farnbühl, brannte 1906 ab und wurde nicht wieder aufgebaut.

²⁵ Grenzstein: Er steht heute noch am südlichen Ortsausgang von Kröschenbrunnen. Weniger bekannt ist, dass auf dem Waldsporn westlich davon heute noch eine redoutenartige Feldbefestigung zu erkennen ist, die als Grenzsperre gegen das Entlebuch vor Beginn des Vormarsches im November angelegt wurde.

²⁶ Pfarrer Dick in Signau: *Franz Ludwig Dick*, vorher Pfarrer in Röthenbach, war ab 1822 bis zu seinem Tode 1851 Pfarrer in Signau.

²⁷ Frutigen: Das Dorf ist mehrmals abgebrannt, so 1726 und 1827. Vom Wiederaufbau 1829 stammt denn auch der sehr stattliche Gasthof zum «*Adler*».

3. Abbildungen

Der Zufall will es, dass dem Herausgeber eine ganze Anzahl Skizzenblätter eines Amateurs zur Hand gekommen sind. Leider fehlt eine Signatur. Aber es kann geschlossen werden, dass sie vom Bataillonsarzt des bernischen Auszüger-Füsilerbataillons 4, Joh. Rud. Fried. *Eugen Bourgeois* (1815–ca. 1882) stammen. Er war Dr. med., Inselarzt, und hatte offenbar schon im Anatomiestudium zeichnen gelernt. Bei den wenigen Verwundeten, die der Feldzug brachte, hatte er Zeit, seine Beobachtungen zu Papier zu bringen. Gewisse satirische Züge sind dabei, in jener Epoche des Höhepunktes politischer Karikatur, nicht zu verkennen.

Seite 9 Die Familie des *Niklaus Christen*, Utzenstorf; Photographie um 1872.

Seite 18 Skizze: «*Armeebulletin No 864*», von Bourgeois.

Links und rechts je ein Liktoren- oder Richterbündel mit je einem Federnflügel (der Armee), der westliche mit Dufours Fahne. Links die Reuss mit einer Holzbrücke, die von einer kanonenbestückten Redoute der Sonderbündler verteidigt wird (wohl jene von Sins), rechts Aare, Nydeggbrücke und (altes) Münster, davor vier Bataillonscarrés im Abmarsch. In der Mitte 12-Pfünder-Geschütze im Feuer und Offiziere der III. Division, die die West- und Ostflügel der eidgenössischen Armee zu verbinden suchen. Rechts ein säbelschwingender Soldat, der hinter zwei Enten her ist.

Seite 19 «*Marschroute*», von N. Christen.

Die genaue Skizze spricht für sich selbst. Nur der Ort Courvillerin bei Freiburg konnte nicht identifiziert werden. Das mühsamste Wegstück dürfte jenes vom Wasen nach Eriswil gewesen sein, da es die Fritzenfluhstrasse durch den Tunnel noch nicht gab (1891). Der für Fuhrwerke steile und schmale Anstieg führt von Ried und Vorder Chammen über den Bettler nach Rinderweid und Eriswil. Auch die bequeme Landstrasse von Huttwil über das Moos zur Haltestelle Gondiswil gab es noch nicht. Man musste Auf- und Abstieg von Ufhusen in Kauf nehmen.

- Seite 23 *Samuel Läng* von Utzenstorf, Ausschnitt aus einem Ölgemälde im «Bären» Utzenstorf.
- Seite 31 Der «*Bären*» in *Sumiswald*. Vedute in: J. J. Leuthy, Der Begleiter auf der Reise durch die Schweiz, Zürich 1840.
- Seite 35 Der «*Mohren*» in *Willisau*, in: J. J. Leuthy.
- Seite 37 Skizze: «*Unser Brigadegeneral, Sonderbund 1847*», von Bourgeois.
Bei der Karikatur mit gewaltigen Epauletten und Schleppsäbel, mit grossen Sporen, langen Hosen und Souspieds dürfte es sich um Oberst Frey von Brugg handeln.
- Seite 42 Skizze: «*Bivuac 1847*», von Bourgeois.
Um ein Feuer unter zwei Kesseln gruppieren sich auf reichlich Stroh Soldaten und ein Offizier, rechts ein Metzger an der Arbeit, vor ihm die Kuhhaut.
- Seite 43 Skizze: «*Vor Sursee, Sonderbundskrieg 1847*», von Bourgeois.
Die Zeichnung zeigt die mächtigen Wälle, die vom Sonderbund zur Verteidigung von Sursee (wie von Freiburg und Luzern) aufgeschüttet worden sind. Am Kirchturm hängt allerdings schon die weisse Fahne. Deshalb können sich die eidgenössischen Truppen in geschlossenen Bataillonscarrés aufstellen.
- Seite 47 Der «*Schwanen*» in *Luzern* mit Dampfschiff, wohl der «*Stadt Luzern*» von 1837, in: J. J. Leuthy.
- Seite 49 *Major Karl Rud. Kupferschmid* von Burgdorf, wohl in der Uniform des Feldzuges von 1847, mit der eidgenössischen Armbinde.
- Seite 57 Skizze: «*Sempach, 9. Dec. 1847*», von Bourgeois.
Der Krieg ist vorbei, aber noch stehen in der Gasse Freiheitsbaum, Pulverwagen, Fourgon und vor dem Haus links eine Wache.